<36620196250011

Kurze Geschichten.

I. 4.

Prospekt

zu

„Kurze Geschichten“

in monatlich erscheinenden Bändchen.

Preis je 60 Pf.

Kabinettstücke erster Autoren.

Fesselnde Lektüre. — Keine Fortsetzungen.

Angenehmste Unterhaltung für eine müßige Viertelstunde.

„Kurze Geschichten“ bringen meist auf wenigen Seiten abgeschlossene Arbeiten unserer ersten Autoren und niemals Fortsetzungen.

„Kurze Geschichten“ bieten denen eine geeignete interessante Lektüre, die gewohnt sind, abends und vor dem Schlafen, auf der Reise oder nach Tisch ein Viertelstündchen zu lesen.

„**Kurze Geschichten**“ sollen den Deutschen im Auslande, dem keine Leihbibliothek zur Verfügung steht, durch Stichproben aus dem Schaffen unserer lebenden Schriftsteller auf dem Laufenden halten.

„**Kurze Geschichten**“ sollen in gleicher Weise jedem dienen, der Interesse an den litterarischen Leistungen unserer Zeit hat, jedoch nicht die Muße findet, diese durch die zeitraubende Lektüre großer Romane kennen zu lernen.

„**Kurze Geschichten**“ sollten in keiner Reisetasche, auf keinem Fremdenzimmer, in keinem Hotel und Restaurant fehlen.

„**Kurze Geschichten**“ in schmalem Taschenformat, geschmackvoll ausgestattet, auf holzfreiem englischen Papier gedruckt, zum Preise von 60 Pf. pro Band, wollen Sie gefl. als Abonnent bestellen.

Berlin W. 50,
Rankestr. 28. Hochachtungsvoll

Verlag der Romanwelt.

Kurze Geschichten.

I. 4.

Inhalt:

Berlin W. 50. Rankestr. 28.
Verlag der Romanwelt.
1897.

Inhalt des I. Bandes:

Ludwig Fulda, Der nächste Morgen.
Fritz Mauthner, Die Retterin.
Maria Janitschek, Abendsonne.
Headon Hill, Das Geheimnis des Meßbuchs.

Inhalt des II. Bandes:

Rudolf Stratz, Das Gespenst von Lappland.
Viktor Blüthgen, Mein Marstall.
Ferdinand Stieber, Zweierlei Ehre.
Léon de Tinseau, Die schwarze Perle.

Inhalt des III. Bandes:

Ernst von Wolzogen, Das Hoffräulein.
Ilse Frapan, Wie stehen wir.
Koloman Mikszàth, Der rote Kasperek.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Doktor Trojan.

Von

Ferdinand v. Saar.

I.

Ich war zum erstenmale auf der Herrschaft N . . . . eingetroffen. Man hatte mir im Schlosse eine ganz allerliebste kleine Wohnung vorbereitet: als Schreibzimmer ein helles Turmgemach mit weiter Rundsicht; nebenan, etwas tiefer gelegen, einen bequemen Schlafraum, dessen Fenster von wildem Wein halb umsponnen und überdies von einem mächtigen Baumwipfel des Parkes beschattet waren. Da hatte ich denn, wonach ich mich gesehnt: ein behagliches, stimmungsvolles, ländliches Heim, vollständige Freiheit und Muße. Und so konnte und wollte ich — das war auch der Wunsch meiner gräflichen Wirte — sofort an die Arbeit gehen. Ich musterte daher fürs erste das Handwerkszeug. Aber so sehr ich in jeder anderen Hinsicht aufs trefflichste versorgt war, gerade da blieb einiges zu wünschen. Ich fand nämlich violette Tinte vor, gegen deren Gebrauch ich eine entschiedene Abneigung hatte; die Stahlfedern erwiesen sich als zu spitz, und auch das Papier war nicht meine gewohnte Sorte —

zudem, wie es mir schien, nicht in genügender Bogenanzahl vorhanden. Aber dem war ja leicht abzuhelfen. Unten im Orte mußte doch irgend ein Krämer oder Kaufmann sein, der derlei Gegenstände führte. Mit eigentlich ganz ungerechtfertigter Hast machte ich mich sogleich auf den Weg. Und richtig: kaum auf dem Marktplatze, einer öden, mit hüttenartigen Baulichkeiten umrahmten Fläche, angekommen, in deren Mitte der übliche Gänseteich prunkte, erblickte ich schon einen dürftigen Laden mit den Emblemen Merkurs und über der Eingangsthür eine verwitterte Tafel: N. Nezbada. Gemischte Warenhandlung.

Als ich eintrat, stand der Eigentümer breit und hochschulterig über den Ladentisch gebeugt und sprach mit einem auffallend hageren Manne, der unweit von ihm, aus einer Porzellanpfeife rauchend, an einem mit Erbsen gefüllten Sack lehnte.

Herr Nezbada brach sofort die Unterhaltung ab und fragte sehr unterwürfig, womit er dienen könne. Während er nun das Verlangte aus einem entlegenen, verstaubten Fach hervorsuchte, betrachtete ich den Mann am Erbsensacke näher. Obgleich er weder Helm noch Rüstung trug, sondern einen defekten Strohhut und einen höchst fadenscheinigen Sommeranzug, mahnte er, fast skelettartig mager, wie er war, mit seinem bräunlichgelben, vertrockneten Gesicht und dem nach aufwärts gedrehten Schnurrbart an die gang und gäben Bildnisse des Junkers aus der Mancha. Nur die Habichtsnase fehlte. Die feine, dünn

und lang, war vielmehr merkwürdigerweise nach einwärts gebogen und verlief dann, allmählich breiter werdend, in ein wagrecht vorstehendes Ende, das sich wie ein Entenschnabel ausnahm.

Der Kaufherr legte mir jetzt Papier und Federn zur Auswahl vor. „Belieben wohl aus dem Schlosse zu sein?“ forschte er in singendem Mährisch-Deutsch. „Habe Sie, wenn ich nicht irre, heute morgen dort einfahren gesehen.“ Und da ich bejahend nickte, fragte er, ob ich mich länger hier aufzuhalten gedenke, was ihm jedenfalls höchst angenehm sein würde.

„Nun, ich glaube den Sommer über —“

„Das wird den Herrn nicht gereuen,“ warf jetzt der Mann am Erbsensack mit einem schrillen, seltsam fistelnden Diskant ein, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und sie, gleichsam beteuernd, hoch in die Luft hielt. „Das werden Sie nicht bereuen, mein Herr! Denn unsere Gegend ist ganz einzig in ihrer Art. Eine Vereinigung des Lieblichen mit dem Wildromantischen. Und dabei eine erquickende, nervenstählende Luft, wie in der Schweiz!“

Er wurde in dieser begeisterten Lobrede, die sich um so seltsamer anhörte, als er dazu ein weinerliches Gesicht machte, von einem kleinen, barfüßigen Mädchen unterbrochen, das durch die Thür hereingespäht und sich ihm mit verlegener Hast genähert hatte. Er neigte sich zu dem Kinde hinab, das ihm einige mir unverständliche, slavische Worte sagte, worauf er gewährend nickte und,

höflich vor mir den Hut lüftend, mit der Kleinen den Laden verließ.

„Wer war denn das?“ fragte ich Herrn Nezbada, der inzwischen auch ein Fläschchen ‘Alizarin’ aufgestöbert hatte und sich nun anschickte, meine Einkäufe sorglich zu verpacken. Er hielt in seiner Beschäftigung inne, stemmte die großen Hände auf den Ladentisch und, sich weit vornüber neigend, sagte er feierlich: „Das war Doktor Trojan.“

„Doktor?“ erwiderte ich zweifelnd, denn der Mann sah gar nicht danach aus — weit eher wie ein Amts- oder Wirtschaftsschreiber. „Doch nicht Arzt?“

„Gewiß, gewiß,“ bekräftigte der Kaufherr noch feierlicher. — „Arzt — und was für einer! Obgleich er“ — hier dämpfte er die Stimme zu geheimnisvollem Flüstern — „nicht wirklicher Doktor ist. Aber er versteht mehr als mancher Professor. Der Herr Chef-Arzt Wanka hält große Stücke auf ihn.“

„Der Herr Chef-Arzt Wanka ...?“

Herr Nezbada, der sich wieder an die Arbeit gemacht hatte, sah mich erstaunt an. „Den kennen Sie nicht? Den berühmten Naturforscher?“

Ich hatte von dieser Celebrität in der That keine Ahnung. Aber ich ließ das auf sich beruhen, zahlte meine Rechnung und nahm das Paket auf, welches jetzt ganz zierlich vor mir lag.

„Darf ich es vielleicht ins Schloß senden?“ fragte Herr Nezbada dienstbeflissen.

„Danke, es ist ja nicht weit.“ Damit empfahl ich mich, von seinen Bücklingen bis zur Thür geleitet.

* * *

Als ich jedoch mittags an der gräflichen Tafel saß, kam das Gespräch sehr bald auf Dr. Wanka. Und dabei erkannte ich, daß ich mich doch ein wenig zu schämen hätte. Denn der Mann hatte sich, wie ich jetzt erfuhr, um die Durchforschung ausgedehnter Höhlengebiete, welche schon vor zwei Jahrhunderten in der Umgegend entdeckt, aber wenig beachtet worden waren, sehr verdient gemacht. Von einigen Bergleuten unterstützt, oft mit Lebensgefahr, hatte er den Umfang der mächtigen diluvialen Räume in allen ihren Verzweigungen ermittelt und dabei höchst merkwürdige Funde zu Tage gefördert, welche erwiesen, daß die Höhlen nicht bloß vorweltlichen Tiergeschlechtern, sondern auch prähistorischen Menschen zum Aufenthalte gedient. Die Abhandlungen, die er über die wichtigsten dieser Funde veröffentlicht, mußten seinen Namen in wissenschaftlichen Kreisen längst bekannt gemacht haben; er selbst aber war seit einer Reihe von Jahren damit beschäftigt, das ganze Material zu einer übersichtlichen Sammlung zu ordnen, welche fürs erste in der Landeshauptstadt und später auch in Wien zur allgemeinen Schau gelangen sollte. Mir jedoch wurde dringend empfohlen, sie ohne Säumen gleich an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen, was mir um so bequemer geboten wäre, als ja Dr. Wanka in einem Nebengebäude des Schlosses wohne.

Da ich ohnehin die Absicht hatte, bei einigen Persönlichkeiten Artigkeitsbesuche abzustatten, so fand ich mich schon am nächsten Tage dort ein und wurde von einem gebrechlichen alten Herrn empfangen, dessen Augen wie erloschen aussahen, aber im Laufe des Gespräches immer heller und und lebhafter aufleuchteten. Er führte mich sehr zuvorkommend in das weitläufige Gemach, das seine Sammlung enthielt, und ich war erstaunt über die Fülle und Mannigfaltigkeit des Vorhandenen. Vom schlichten Kalcitstück bis zum abenteuerlichsten Tropfsteingebilde hatte man die geologische Entwickelung ungemessener Zeiträume vor Augen, während von der kleinsten mikroskopischen Versteinerung bis zu sorgfältig wieder hergestellten Skeletten riesiger Höhlenbären alle Tierarten vertreten waren, welche in jenen dunklen Verborgenheiten gelebt hatten; selbst die augenlose Zwergfauna der Gegenwart, zum Teil in Spiritus gesetzt, fehlte nicht. Am anregendsten aber erwiesen sich die menschlichen Fossilien, interessante Schädel und Knochenreste, sowie die Überbleibsel einer vorgeschichtlichen Kultur: Waffen, Gerätschaften und Schmuckgegenstände, alles trotz primitivster Einfachheit durch Adel und Zierlichkeit der Form überraschend.

Als ich dem Doktor meine Bewunderung aussprach, erwiderte er: „Ja, es war die Aufgabe meines Lebens, und nunmehr ist sie erfüllt. Schon als junger Mann, da ich — noch vom Großvater unseres Grafen — als Fabriks- und Werksarzt hier angestellt wurde, habe ich sie

begonnen. Im Anfang ging es freilich sehr langsam; denn ich hatte wenig freie Zeit, und nur in großen Zwischenpausen konnte ich Einfahrten in die Höhlen unternehmen. Mehr und mehr aber wurde ich von der Herrschaft in meinen Forschungen unterstützt — und schließlich erhielt ich die Sinecure eines Chef-Arztes, deren ich mich noch heute erfreue. So konnte ich mich nun der Sache fast ausschließlich widmen, freilich auf Kosten meines ursprünglichen Berufes, den ich schon seit langem nur mehr in gewissen Notfällen ausübe. Mein Nachfolger im eigentlichen Dienste, Dr. Hulesch, ist ganz ausgezeichnet, besonders als Chirurg, und mit der Ortsbevölkerung habe ich nichts zu schaffen."

„Die hat also ihren eigenen Arzt?" fragte ich.

„Ja, und nicht gerade den schlechtesten. Man hat auf dem Lande, zumal in früherer Zeit, immer ganz tüchtige Ärzte gefunden. Freilich nur Empiriker, wie es damals überhaupt um die Theorie nicht so glänzend bestellt war, wie heutzutage. Ein solcher Praktiker war hier auch der alte Trojan, mit welchem ich, so lange er noch lebte, auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden. Er besaß zwar nur das sogenannte Magister-Diplom, war aber ein vortrefflicher Therapeut, und seine Diagnosen, welche für jene Zeit geradezu genial genannt werden konnten, erwiesen sich fast immer untrüglich. Wie oft habe ich ihn selbst in verzweifelten Fällen zu Rate gezogen! Und diese Eigenschaften sind auch zum Teile auf seinen Sohn übergegangen, wiewohl er

die Hoffnungen, die sein Vater auf ihn gesetzt, nicht erfüllt hat.

„Ich habe ihn gestern zufällig kennen gelernt,“ sagte ich.

„So? Wo denn?“

„Bei dem Kaufmanne Nezbada.“

„Ach ja, dort hält er gerne Rast nach seinen ärztlichen Gängen, die ihn oft stundenweit vom Orte abführen. In jenem Gewölbe pflegt man ihn auch aufzusuchen; denn zuhause kann er niemanden empfangen. Ein seltsamer Kauz, der sich in der Jugend verbummelt und nicht einmal das Diplom seines Vaters erworben hat. Und das ist schade. Bei gehöriger Ausbildung wäre er, meiner Überzeugung nach, eine hervorragende medizinische Kapazität geworden, während er jetzt, trotz ausgesprochener Begabung und sehr anerkennenswerter Heilerfolge bei internen Krankheiten Gefahr läuft, früher oder später als Kurpfuscher behandelt zu werden.“

Wir wurden in diesem Augenblicke durch das Erscheinen der Damen des Hauses unterbrochen. Die Gemahlin des Doktors war eine stattliche, trotz ihrer Jahre noch immer schöne Frau; die Tochter ganz dem Vater nachgeraten: unansehnlich von Gestalt, aber klugblickend und interessant von Angesicht. Das Gespräch nahm nunmehr eine Wendung ins allgemeine, und es dauerte nicht lange, so kam auch Dr. Hulesch, ein älterer robuster Mann, der in seinem Äußern an Karl Vogt erinnerte. Wie sich zeigte, hatte er sich eingefunden, um seinem Chef ärztlichen Wochenbericht

zu erstatten; ich ergriff daher diese Gelegenheit, um mich zu verabschieden.

Als ich später mit einigen Briefen, die ich selbst aufgeben wollte, zur Post ging, sah ich den Arzt der Gemeinde, aus seiner Porzellanpfeife rauchend und einen Knotenstock in der Hand, eilig über den Platz schreiten. Bei einer zufälligen Kopfwendung erblickte er auch mich und nahm, aus der Entfernung grüßend, den zerknitterten Strohhut ab.

II.

Was 'Doktor Trojan' zum Preise der Gegend vorgebracht, bewahrheitete sich vollständig, und bald hatte ich sie, teils zu Pferd und Wagen, teils auf einsamen Gängen, in ihrer abwechslungsvollen Schönheit nach allen Richtungen hin kennen gelernt. Nur auf den 'Hořic' war ich noch nicht gelangt, obgleich ich diese ausgedehnte Hochfläche mit ihren steilen, dicht bewaldeten Abhängen beständig vor Augen sah, denn sie lag, eine halbe Wegstunde entfernt, dem Schlosse gerade gegenüber. Eines Morgens jedoch, da ich mich zur Arbeit nicht recht gestimmt fühlte, beschloß ich, hinauf zu wandern, um die Aussicht zu genießen, die sich dort oben ganz überraschend eröffnen sollte. Es war im Juli und der Tag drohte sehr heiß zu werden. Schon vor acht, als ich auf dem trockenen Gras der Raine quer durch die Felder schritt, brannte die Sonne drückend auf meinen Scheitel nieder. Endlich hatte ich den Waldrand erreicht und damit auch Schatten,

Kühlung. Doch jetzt begann erst auf schmalem Pfade der Anstieg, der immer beschwerlicher wurde, bis ich zuletzt auf förmliches Klettern angewiesen war, so daß ich schon bedauerte, nicht den Umweg auf einem bequemeren, in weitem Bogen nach aufwärts führenden Fahrgeleise eingeschlagen zu haben. Aber schon wurde zwischen den Fichtenstämmen blauer Himmel sichtbar, und bald stand ich mit einem letzten kräftigen Schwunge, von köstlicher Luft angeweht, vor einem leicht wallenden, schnittreifen Ährenmeere. Weithin dehnte es sich, nur unterbrochen von einem langgestreckten Dörfchen, das mit seinen Strohdächern wie weltvergessen dalag. Und nun entdeckte ich auch schräg seitwärts den herrschaftlichen Hof, dessen Pächter, wie man mir gesagt hatte, eine kleine Gastwirtschaft unterhielt. Dorthin schritt ich nun, um fürs erste ein Frühstück einzunehmen. Hart an der Hofmauer ragte eine hohe, breitwipfelige Buche auf, in deren Schatten ein Tisch mit zwei Bänken stand. Ein Mann und ein kleiner Knabe saßen daran. Als ich näher kam, erhob sich der Mann, und ich erkannte, daß es Trojan war, der mir nun barhäuptig entgegenkam; Hut und Pfeife lagen neben einem vollen Bierglase auf dem Tisch.

„Verirren Sie sich auch einmal da herauf!“ sagte er mit einer Verbeugung und sichtlich erfreut. Dabei aber nahm sein Gesicht seltsamerweise wieder einen weinerlichen Ausdruck an, so zwar, daß seine nach einwärts gebogene Nase fast gänzlich verschwand und nur der Entenschnabel übrig blieb, was sehr komisch aussah.

„Es hat lange gedauert," erwiderte ich, „bis ich dazu kam, obgleich mir diese Höhe ganz besonders gerühmt wurde. Der Weg ist übrigens recht anstrengend."

„Dafür wird man aber auch reichlich belohnt!" Er breitete die langen Arme aus und drehte sich sacht um die eigene Achse. „Sehen Sie nur, was man da alles vor Augen hat. Dort liegt Brünn." Er wies mit der Hand, die dürr und vertrocknet war wie eine Vogelklaue, nach einer durchsonnten Dunstmasse am fernsten Horizont. „Und die Ortschaften mit ihren Kirchtürmen rings im Kreise! Die Schlangenwindungen des Flusses! Die Wiesen, Weiler und Gehöfte! Wie auf einer Generalstabskarte. Da sieht man erst, wie groß die Welt ist! Aber Sie sind müde und werden sich setzen wollen. Hoffentlich verschmähen Sie nicht, dort am Tische Platz zu nehmen. Hinter dem Hause giebt's auch ein Gärtchen. Doch hier ist der Blick freier — und es weht eine so erquickende Luft . . ." Er strich mit der Hand über die schmale, durchfurchte Stirn, die sich, stark nach rückwärts geneigt, unter kurzgeschorenen, bereits leicht ergrauten Haaren weit fortsetzte.

Wir ließen uns nieder, und ich betrachtete jetzt den Knaben, der seine großen, hellen Augen forschend auf mich gerichtet hielt. Ich hatte kaum jemals ein schöneres Kind gesehen. Das volle, runde Gesicht wies den slavischen Typus in jugendlicher Zartheit und Weichheit. Die breite, an den Flügeln leicht geschwellte Nase, der blühende Mund

waren aufs feinste modelliert; der ganze Kopf aber hob sich mit dem kräftigen Hälschen sonnengebräunt und wie von innen rosig durchleuchtet von dem ärmlichen, fahlen Flickwerk ab, mit welchem der Kleine höchst notwürdig bekleidet war.

Trojan bemerkte mein Wohlgefallen. „Nicht wahr, ein wunderschöner Knabe," sagte er. „Man kann es schon vor ihm aussprechen, denn er versteht kein Deutsch. Das ganze Ebenbild seiner Mutter, eines armen Weibes, das ich hier oben behandle. Ein sehr schwerer Abdominal-Typhus. Aber wir werden sie schon wieder gesund machen. Nicht wahr, Honzíček? Da trink' auf die Gesundheit deiner Mutter!" Und mit einem liebreichen Blick schob er dem Kleinen das volle Glas zu, das dieser mit beiden Händchen erfaßte, an die Lippen führte und mit so gierigem Wohlbehagen trank, daß ihm dabei das Wasser in die Augen stieg.

„Halt! Halt!" rief Trojan, indem er ihm das Glas behutsam vom Munde weg und aus den umklammernden Fingern zog. „Der kleine Kerl leert es mir auf einen Zug! Willst du ein Saufaus werden, wie dein Herr Papa? — Sie müssen wissen," wendete er sich an mich, „daß sein Vater einer der ärgsten Lumpe ist, die es giebt. Unzähligemale wegen Wilddieberei und sonstigen Frevels abgestraft, ist er seit seiner letzten Haft spurlos aus der Gegend verschwunden, und der Teufel weiß, wo er sich jetzt herumtreibt. Sein Weib hat er mit dem da in einem elenden

Verschlag, der früher als Ziegenstall gedient, hier oben zurückgelassen. Eigentlich war's ein Glück für sie, denn sie hatte den Faulenzer, der in letzter Zeit die Hand nur mehr zu Schlechtigkeiten rührte, ganz und gar erhalten müssen, während er obendrein die Hälfte ihres kargen Taglohnes in Schnaps aufgehen ließ. Nun konnte sie sich wenigstens mit ihrem Kinde satt essen. Aber die beständige Müh' und Plage! Die Feldarbeit will ich damit nicht gemeint haben, denn die ist naturgemäß und daher dem Menschen zuträglich, wenn es auch Schweiß setzt. Aber im Herbst und Winter, wenn der Nordwind über die Höhe fegt und weithin der Schnee liegt! Tagtäglich beim Morgengrauen hinunter in die Zuckerfabrik — oder wo es sonst gerade Beschäftigung giebt! Spät abends wieder herauf — und dabei nichts anderes im Leibe, als Brot und schlechte Kartoffeln. Da kann man schon den Abdominal-Typhus bekommen. Aber wir werden sie aufbringen! Werden sie aufbringen!"

„Daran zweifle ich nicht," sagte ich, „denn nach allem, was ich von Dr. Wanka über Sie gehört —"

„Er hat also von mir gesprochen!" rief er mit sichtlich befriedigtem Stolze und vor Freude errötend, wobei sich jedoch sein Gesicht ausnahm, wie das eines Menschen, der in bittere Thränen ausbrechen will. „Ich weiß, daß er mich anerkennt, und so werden Sie mein Selbstvertrauen nicht als Unbescheidenheit auslegen. Ich habe ja eine reiche Erfahrung und darf behaupten, daß ich jede Krank-

heit gewissermaßen schon im Keime erkenne und ihren weiteren Verlauf mit Sicherheit voraussehe — wenn ich auch, wie Sie wohl wissen dürften kein Doktor-Examen gemacht habe."

„Ja, ich weiß," erwiderte ich, „und ich kann mich nur wundern, daß Sie nicht bestrebt waren . . ."

Diese Bemerkung war ihm offenbar höchst peinlich, aber sonderbarerweise verzog sich sein Antlitz zu einem kindisch-greisenhaften Lächeln.

„Ja, es ist auch höchst merkwürdig," sagte er, indem er sich auf der Bank herumwarf und einen Arm in die Luft streckte. „Ich hatte die längste Zeit keine Ahnung davon, daß ich zum Arzte geboren war, obgleich ich täglich mit Augen sah, wie mein Vater seinem Berufe nachging, und er mir oft genug sagte, ich müsse einmal sein Nachfolger werden. Darauf hörte ich garnicht und lebte wie Hans der Träumer in den Tag hinein. Auch hatte ich keinen Lernkopf. Aus Büchern konnte ich nur sehr schwer etwas in mich aufnehmen. Daher war mir auch der Schulbesuch ein Greuel; am liebsten strich ich in Wald und Flur herum. So kam ich denn nur mit knapper Not, und weil man damals noch keine besonderen Anforderungen stellte, durch das Gymnasium zu Olmütz, wohin man mich zu Verwandten in die Kost gegeben hatte. Und in Wien, wo ich auf Befehl meines Vaters den medizinischen Studien obliegen sollte, regte sich mit einemmale auch der Teufel der Vergnügungssucht und des Leichtsinns in mir. Das dortige flotte Leben behagte mir

weit mehr als die Kollegien. Die Vorträge am Krankenbett zogen mich zwar an, aber doch nicht genug; auch waren sie selten. Und nebenher gab es eine Menge Disziplinen, wo es zu ‘büffeln’ galt — dazu war ich, wie gesagt, nicht fähig. Und als ich den ersten Schnitt in das Fleisch einer Leiche thun sollte, erfaßte mich solch ein Grauen, daß ich auf und davon lief und den Seziersaal nie wieder betrat. Nun war es natürlich ex. Was weiter folgte, damit will ich Sie verschonen; Sie würden nichts Gutes zu hören bekommen."

„Fahren Sie nur fort," sagte ich: „es interessiert mich ja sehr."

„Wozu soll ich Ihnen all die Einzelheiten erzählen?" entgegnete er, jene Erinnerungen gewissermaßen von sich selbst abwehrend. „Wozu? Nur so viel will ich Ihnen in Kürze sagen, daß ich von meinem Vater, der sich um seine schönste Lebenshoffnung betrogen sah, im ersten Zorn verstoßen wurde, dies und jenes versuchte und mich dabei ein paar Jahre in immer schlechterer Gesellschaft herumtrieb, bis ich eines Tages wie der verlorene Sohn in der Bibel nach Hause zurückkehrte — und auch wie dieser wieder aufgenommen wurde. Denn mein Vater war inzwischen ganz vereinsamt durch den Tod meiner Schwester, die ihm die Wirtschaft geführt hatte. Sie starb, wie einst meine Mutter, nur in früheren Jahren, an der Schwindsucht. Auch mein Vater hatte zu kränkeln begonnen. Dabei wurde sein Augenlicht schwächer und schwächer, und so war er schließlich

froh, jemanden um sich zu haben. Ich konnte ihm bei Bereitung der Arzneien — Apotheke war und ist ja keine im Orte — an die Hand gehen; vor allem aber mußte ich ihm vorlesen. Denn er ließ sich, so weit er's erschwingen konnte, die neuesten Fachwerke kommen und hielt medizinische Wochenschriften. Da aber ereignete sich das Wunderbare! Beim Vorlesen — werden Sie es glauben? — fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Alles, was da gedruckt stand, war mir so verständlich, so faßlich, als wär' ich seit jeher Arzt gewesen! Es war mir nicht bloß verständlich: ich fühlte mich auch im Innersten davon gepackt, und mit einer wahren Gier verschlang ich nunmehr die ganze Bibliothek meines Vaters, obgleich es mir war, als hätt' ich das alles längst gewußt. Ist das nicht merkwürdig?! Ist das nicht merkwürdig!?" Er blickte mit einem weinerlichen Gesichte gen Himmel.

„Gewiß," versetzte ich. „Aber es ließe sich wohl durch die Gesetze der Vererbung erklären, etwa durch jene geheimnisvoll wirkende Kraft, welche jemand das Gedächtnis der Materie genannt hat."

„Gedächtnis der Materie," wiederholte er rasch. „Sehr gut! Gehirneindrücke, die sich von Individuum auf Individuum fortpflanzen. So mußte es gewesen sein! Mein Vater war ganz erstaunt über meine plötzlichen medizinischen Kenntnisse und über die Aussprüche, die ich that. Als er im Verlaufe langjährigen Siechtums bettlägerig wurde, ließ er sich durch mich bei den Patienten

vertreten. Anfänglich mußte ich ihm eingehende Berichte erstatten; späterhin aber hörte er gar nicht mehr darauf und sagte: Laß es nur sein, du verstehst es ja ohnehin besser als ich."

„Und wenn dem so war," warf ich ein, „konnten Sie denn, da Ihnen, wie man im Leben zu sagen pflegt, endlich der Kopf aufgegangen war, nicht die Versäumnisse Ihrer Jugend einbringen, nachträgliche Prüfungen ablegen?"

Er rückte unruhig hin und her. „Nein, nein," sagte er mit einem seltsamen Grinsen, das sich wie ein freudiges ausnahm, „dazu war es zu spät. Ich hatte ja das Normalalter längst überschritten. Und um irgend welche Prüfungen ablegen zu können, hätte ich zum wenigsten einen chirurgischen Kurs nachholen müssen. Das aber wäre mir unmöglich gewesen, denn mein Abscheu vor dem Schneiden ins Fleisch war und blieb unüberwindlich. Ich kann noch heute kein Instrument in die Hand nehmen."

„Das ist allerdings seltsam — und wohl auch ein Mangel."

„Ein Mangel? Wieso ein Mangel!?" rief er heftig, indem er mir einen fast drohenden Blick zuwarf.

Ich sah ihn betreten an. „Nun, ich meine, daß derlei Kenntnisse doch unerläßlich sind für jemanden, der als Arzt — —"

„Unerläßlich! Unerläßlich!" wiederholte er mit einer Art Hohn. „Anatomische Kenntnisse sind allerdings notwendig, aber die kann man sich aufs gründlichste aus jedem guten Atlas ver-

schaffen. Wozu wären sonst bildliche Werke da? Man braucht nicht erst Kadaver zu zerstücken. Das ist etwas für die eigentlichen Anatomen wie Hyrtl und Rokitansky — oder für Physiologen wie Brücke. Oppolzer und Skoda haben niemals eine Lanzette berührt, das überließen sie den Chirurgen, den Schuhs und Pithas. Sie waren eben Internisten. Und auch ich bin kein Bader, der die Leute schröpft oder ihnen zur Ader läßt. Wer das verlangt, muß zum herrschaftlichen Kurschmied gehen, der auch im Zahnreißen große Geschicklichkeit besitzt. Meine Sache ist es, zu erkennen und festzustellen, ob in diesem oder jenem Falle ein operativer Eingriff notwendig wird, und dann wende ich mich an Dr. Hulesch, der als gewesener Militärarzt in dieser Hinsicht sehr tüchtig ist."

Ich erwiderte nichts. Ich hatte ihn da, das erkannte ich, an einer höchst empfindlichen Stelle getroffen und verspürte durchaus kein Verlangen, mich mit einem erregten Manne in weitere Kontroversen einzulassen.

Er merkte meine Verstimmung und fuhr, den schrillen Ton seiner Stimme mildernd, fort: „Verzeihen Sie, mein Herr! Ich bin heftig, ja vielleicht unhöflich geworden. Aber sehen Sie, dieses Thema bringt mich leicht in Harnisch. Ich habe mich bei ähnlichen Diskussionen schon einmal mit Dr. Hulesch gründlich überworfen. Denn der erblickt im 'Schneiden' das Heil der Menschheit. Er ist eben ein fanatischer Bewunderer und Anhänger Billroths. Bei aller Hochschätzung dieses

genialen Mannes und seiner erstaunlichen Leistungen muß ich doch sagen, daß er die Medizin ganz unter die Herrschaft des Messers zu bringen droht. Er selbst hat ja ganz gewiß den richtigen Blick dafür, ob und wann eine Operation notwendig ist; auch wird er ja meistens nur da zu Rate gezogen, wo es sich um ein Aut—Aut handelt. Aber für seine Schüler giebt es keine sonstige Therapie mehr; den alten, kostbaren Pflanzenarzneischatz verachten sie ganz und gar. Es sind ungeduldige Leute, sie wollen der Natur vorgreifen und thun ihr Gewalt an. Aber natura non facit saltus — und auch der Arzt darf keine Sprünge machen. Wenn auch in manchen Fällen für den Augenblick ein überraschender Erfolg erzielt wird: die üblen Folgen hinken nach, und meistens ist über den Patienten das Todesurteil gesprochen worden — wenn es sich auch erst nach einem Jahre vollzog."

Was er da aussprach, hatte ich schon aus dem Munde anderer, nicht gerade unbedeutender Ärzte vernommen. Aber ich mochte nun einmal dieses Gespräch nicht fortsetzen und sagte daher bloß: „Als Laie, lieber Doktor, kann ich über diesen Gegenstand keine Meinung äußern. Auch wollte ich ja mit meiner früheren Bemerkung nur ausdrücken, wie sehr es zu bedauern ist, daß gerade Sie mit Ihrer Begabung nicht jene Stellung erreicht haben . . ."

„Stellung!" unterbrach er mich, den Kopf zurückwerfend. „O, ich bin ganz zufrieden mit meiner Stellung, die durchaus nicht so unbedeutend

ist, wie sie Ihnen vielleicht erscheint. Zu einem Landarzte, wie er sein soll und muß, sind Eigenschaften erforderlich, welche die Stadtärzte nicht immer besitzen. Fürs erste: selbstlose Hingebung an seinen Beruf. Dann ein untrüglicher Blick — gewissermaßen die Gabe der Divination. Denn wenn die Erscheinungen nicht ganz deutlich zu Tage liegen — durch Fragen ist aus unseren Kranken nichts herauszubringen; sie wissen gar oft nicht einmal anzugeben, an welcher Stelle sie eigentlich Schmerzen empfinden. Ganz im Gegensatze zu den Kranken in der Stadt, davon die meisten ihren Zustand in wohlgefügter Rede auseinanderzusetzen wissen. Da braucht man also bloß Ohren zu haben. Und dann die Behandlung! In der Stadt kann man leicht verordnen. Halten Sie sich warm! Gehen Sie nicht aus! Genießen Sie dieses oder jenes! Brauchen Sie Karlsbad! Und so weiter. Wie kann man das hier, wo Not und Elend zuhause — und selbst die wenigen Besitzenden in allem und jedem beschränkt sind? Da heißt es, das Individuum und seine Lebensverhältnisse gründlich erfassen und das Verfahren danach einrichten. Man darf nicht bloß verordnen: man muß auch pflegen — und in vielen Fällen auch ernähren, damit der Patient nicht etwa Hungers stirbt. Ja, mein verehrter Herr, man muß auf dem Lande nicht bloß Arzt, sondern auch Samaritaner sein."

Bei dieser Rede war seine fistelnde Stimme tiefer, klangvoller geworden, und seine kleinen dunkelbraunen Augen leuchteten in einem eigen-

tümlichen Glanze. Sein hageres Gesicht sah jetzt wie verklärt aus.

„Gewiß ein schönes, ein segensvolles Wirken!“ sagte ich, unwillkürlich ergriffen.

„Das ist es auch, mein Herr! Und ich bin stolz darauf, wiewohl ich mit meiner Praxis kaum das nackte Leben herausschlage. Aber ich habe keine Bedürfnisse. Ich kuriere um die Suppe. Ja, um die Suppe, mein Herr! Wenn mir davon ein Teller beschert ist — und ein bißchen Bier“ — er deutete nach dem Glase — „und Tabak für meine Pfeife“ — er langte mit beiden Händen wie liebkosend nach ihr — „dann bin ich auch vollständig zufrieden. Und das ist auch der Unterschied zwischen mir und anderen Ärzten. Die meisten wollen nur verdienen. Freilich sind sie auch darauf angewiesen; denn nicht jeder steht so frei und ledig da, wie ich. Aber die sogenannten Spezialisten, das sind Geldraffer. Schon mit ihren Ordinationsstunden häufen sie Reichtümer. Und je rascher, je besser. Kaum besehen, auch schon erledigt. Und wer nicht zahlen kann, mag zusehen, wie er gesund wird. Kein Geld, keine Schweizer. Da bin ich ganz anders geartet. Gerade die Ärmsten behandle ich am liebsten, und je entfernter vom Orte sie wohnen, desto angenehmer ist es mir. Ich habe dann bei meinen Gängen einen unbezahlbaren Genuß. Zu jeder Jahreszeit einen anderen. Im Frühling die Blütenpracht und den Gesang der Vögel, im Sommer die wogenden Felder und harzduftenden Wälder, im Herbst die wallenden Nebel, die

sanften, goldigen Farben — im Winter die schweigende Schneelandschaft. Daher ist es mir, von der Zeitersparnis abgesehen, gar nicht recht, wenn mir jemand irgend ein Gefährt schickt; denn ich habe gesunde Beine und hohe Schmierstiefel, die jedem Wetter trotzen."

„Sie sind ein großer Naturfreund!"

„Der bin ich und beneide die Herren Stadtärzte nicht, die in dumpfen, menschenvollen Gassen von Haus zu Haus fahren. Auch um ihre Prachtwohnungen mit den eleganten Wartezimmern, wo Albums und illustrierte Zeitschriften auf den Tischen liegen, beneide ich sie nicht — obgleich ich eigentlich nicht einmal ein Heim habe."

Ich sah ihn an.

„Sie blicken erstaunt? Es ist so. Sehen Sie, mein Vater besaß hier ein kleines Anwesen. In seinen letzten Lebensjahren überredete ihn jemand, sich in ein Unternehmen einzulassen, das auf Erschließung eines Kohlenbergwerkes gegründet war. Die Sache schlug vollständig fehl, und das ganze Eigentum meines Vaters kam unter den Hammer. Aber der Käufer hatte Pietät genug, den alten kranken Mann nicht aus dem Hause zu weisen, und beließ ihn bis zu seinem Ende darin. Auch mir räumte er dann ein kleines Hinterstübchen ein, wo ich zur Not schlafen kann; im übrigen benütze ich es nur als Laboratorium, da ich fast alle Arzneien selbst bereite. Es fehlt mir also gewissermaßen sogar an einer Wohnung — und doch bin ich zufrieden und, wie schon gesagt, auch stolz auf meinen Beruf."

Er hatte sich bei diesen Worten erhoben, setzte seinen Hut auf und griff nach Stock und Pfeife.

„Komm', Honzíček," sagte er, „es ist Zeit, daß wir nach der Mutter sehen. Leben Sie wohl, mein Herr! Es war mir ein besonderes Vergnügen, Sie hier oben getroffen zu haben." Er machte eine würdevolle, fast herablassende Verbeugung und entfernte sich, den Kopf in den Nacken geworfen, mit weit ausgreifenden Schritten, sodaß sich der Kleine, den er an der Hand gefaßt hatte, in Lauf setzen mußte, um ihm zur Seite zu bleiben.

Gedankenvoll blickte ich dem wunderlichen Manne nach, dessen Geist kein gewöhnlicher war, in dessen Brust ein edles Herz schlug. Unwillkürlich kam mir Dr. Wankas Äußerung in den Sinn, daß er Gefahr laufe, früher oder später als Kurpfuscher behandelt zu werden. Und alles, was ich da aus seinem Munde gehört, noch einmal erwägend, nahm es mich eigentlich Wunder, daß man bis jetzt an seinen mangelhaften Kenntnissen keinen Anstoß genommen. Es zeugte jedenfalls von dem Wohlwollen der beiden Ärzte, in deren unmittelbarer Nähe er lebte, von den patriarchalischen Zuständen, welche an diesem Orte noch herrschten. . . .

Nun war er mir mit dem Knaben in der Nähe des Dörfchens aus dem Gesicht verschwunden. Eine Weile blieb ich noch sitzen, den Blick in endlose Fernen gerichtet; dann trat ich den Heimweg an.

* * *

Meine Absicht, den ganzen Sommer hier zuzubringen, erfüllte sich nicht. Schon in den ersten Tagen des August erhielt ich Nachrichten, welche mich zur raschen Abreise zwangen. Mit Trojan war ich nicht mehr zusammengetroffen. Nur ganz flüchtig hatte ich ihn noch einmal gesehen. Ich fuhr im Wagen an ihm vorüber, und es schien mir, als habe er absichtlich auf die Seite geblickt.

III.

Fast acht Jahre hatten verstreichen müssen, eh' ich zum zweitenmale nach N . . . kam. Aber wie überrascht war ich, als ich, den Bahnhof verlassend, dem Orte zufuhr. Er war kaum mehr zu erkennen, so sehr hatte er sich inzwischen erweitert und verschönert. Gleich am Eingang erblickte ich eine öffentliche Anlage mit einer Anzahl weißgestrichener Bänke unter schattenden Akazien. Und in der Hauptstraße, wo man früher oft im Kote stecken geblieben, wohlgepflasterte Bürgersteige und fast durchgehends neue Häuser. Die meisten allerdings nur aus einem Erdgeschoß bestehend, aber solid und in modernem Geschmack gebaut. Auch neue Läden fielen mir ins Auge. Darunter ein sehr stattlicher mit der Aufschrift in großen Goldlettern: Lekárna — Apotheke. Und nicht weit davon, auf der anderen Seite, zeigte sich am Thore eines hübschen Hauses, gleichfalls in czechischer und deutscher Sprache, eine Tafel: Der gesamten Heilkunde Doktor W. Srp. Ordiniert von 2

bis 4 Uhr nachmittags. Und wie sah jetzt der Platz aus! Ein abgezirkeltes Viereck, umgeben von ganz vornehmen Baulichkeiten. Der Gänseteich war allerdings noch vorhanden, aber er hatte eine zierliche gußeiserne Umfassung erhalten, zudem schoß aus seinem Wasser der Strahl eines Springbrunnens in die Luft. Gerade gegenüber erhob sich ein sehr stattliches Gebäude mit zwei Stockwerken und ausspringenden Erkern; über dem Thore war weithin zu lesen: Radnice — Rathaus. Die Hälfte des Erdgeschosses jedoch nahm ein großer Kaufmannsladen ein, über welchem ohne weitere Bezeichnung die Firma prangte: A. Brazda. Hinter zwei hellen Schaufenstern erblickte man in verlockender Anordnung Kolonialwaren, Südfrüchte, Delikatessen; des weiteren: Herren- und Damen-Konfektion. Kurz, ein ausgebreitetes Geschäft von großstädtischem Anstriche; das unscheinbare Gewölbe des Herrn Nezbada war samt dem Hause, wo es bestanden, von der Bildfläche verschwunden. Fortschritt! Überall Fortschritt! So dachte ich, während ich nun in das Schloß einfuhr. Dort hatte sich freilich nichts verändert; nur die gräflichen Kinder waren bedeutend herangewachsen. Infolgedessen fanden sich auch zwei Erzieherinnen und ein Hofmeister vor. Der letztere benützte meine ehemalige Wohnung; ich wurde also jetzt in dem Gebäude untergebracht, welches Doktor Wanka innegehabt. Dieser war in Pension getreten und mit seiner Familie nach der Landeshauptstadt übergesiedelt. Die Hälfte des weitläufigen Hauses hatte man

dem Doktor Hulesch eingeräumt. Dieser, ein hartnäckiger Junggeselle, der sich mit einer Wirtschafterin behalf, war also nunmehr mein unmittelbarer Nachbar, und gleich bei dem ersten Besuche, den ich ihm abstattete, erkundigte ich mich nach Trojan. Ich hatte seiner im Laufe der Jahre immer weniger gedacht — und ihn schließlich ganz und gar vergessen. Erst bei meinem Wiedereinzug war er mir durch den Anblick der ärztlichen Aushängetafel in Erinnerung gebracht worden . . .

„Sie fragen nach Trojan?“ erwiderte Hulesch. „Der arme Teufel hat ein höchst trauriges Ende genommen. Aber haben Sie ihn denn gekannt?“

„Gewiß. Ich hatte sogar einmal mit ihm ein längeres Gespräch, das mir den Mann ganz merkwürdig erscheinen ließ.“

„Das war er. Aber auch gewissermaßen prädestiniert zu dem Schicksal, das ihn getroffen. Da Sie Anteil zu nehmen scheinen, will ich Ihnen den Hergang in Kürze erzählen.

* * *

Wie ich als Arzt selbst zugestehen muß, war er wie nicht viele zu unserem Berufe veranlagt. Aber seine Ausbildung war ungenügend; er hatte eben nichts wirklich gelernt, und chirurgische Kenntnisse besaß er gar keine. Er war in dieser Hinsicht mit einer Idiosynkrasie behaftet: er konnte kein Blut fließen sehen und wich selbst dem Anblicke eines ärztlichen Messers aus. Das mochte nun hingehen; denn ich war in einschlägigen Fällen immer zur Hand. Aber wie alle Auto-

didakten betrachtete er seine Mängel als Vorzüge und suchte aus der Not eine Tugend zu machen. Von der Behauptung ausgehend, daß man der Natur nicht vorgreifen dürfe, hielt er operative Eingriffe in der Regel für überflüssig, ja schädlich, und behandelte gewisse nach außen tretende Übel mit unzulänglichen Mitteln — oft solange, daß, als er endlich meine Hilfe in Anspruch nahm, die äußerste Gefahr im Verzuge erschien. Infolgedessen hielt ich es für meine Pflicht, ihm wiederholt und zuletzt sehr eindringlich vorzustellen, welch schwere Verantwortung er da auf sich lade, und daß ein solches Vorgehen für ihn selbst die übelsten Folgen nach sich ziehen würde. Das machte ihn jedoch nur noch starrsinniger, erbitterte ihn, und nunmehr hielt er mich im stillen für seinen Feind. Wie sehr mit Unrecht, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich schätzte ihn vielmehr, wie Doktor Wanka, der mit seinem Vater befreundet gewesen, aufrichtig um der Verdienste willen, die er sich um die Gemeinde erwarb, indem er in wahrhaft selbstloser, aufopfernder Weise die ärmsten und hilflosesten Kranken behandelte, denen er schon durch sein bloßes Erscheinen Trost, Linderung — und oft genug auch Heilung brachte. Aber es erwuchsen ihm im Laufe der Jahre zwei wirkliche Feinde — ein kleinerer und ein großer. Das kam nun so.

Schon während Ihres ersten Aufenthaltes hatte sich hier, wenn auch noch unmerklich, der Geist der Zeit zu regen begonnen. Man nahm eingewurzelte Übelstände wahr und trachtete, zweck-

mäßige Neuerungen einzuführen; man suchte sich auszubreiten, und begann zu bauen, zu verschönern. Dazu kam, daß die günstige Lage des Ortes zwei industrielle Unternehmungen anzog, welche, von der Landeshauptstadt ausgehend, an den Flußufern ihren Sitz aufschlugen. Da kamen denn die Direktoren mit einer Anzahl von Beamten und Werkmeistern, ganz abgesehen von den Arbeitern, welche von allen Seiten zuströmten und sich zum Teil hier niederließen. So wurden in der Folge auch allerlei unternehmende Geschäftsleute und Handwerker hierhergezogen — kurz, unser früher so unbeachtetes stilles N... entwickelte sich zu der immerhin ganz ansehnlichen Bedeutung, wie Sie es jetzt werden gefunden haben. Daß unter solchen Umständen auch ein Arzt und ein Apotheker nicht lange ausblieben, werden Sie begreiflich finden. Der letztere wurde von mir mit Freude begrüßt. Denn eine Hausapotheke kann doch nur mit dem notwendigsten versehen sein; seltenere und kostspieligere Medikamente mußten immer durch einen Boten aus dem nächsten Städtchen beschafft werden, und so war ich froh, dieser Last und Sorge enthoben zu sein. Nicht so Trojan, der alle seine, zumeist sehr einfachen Arzneien selbst bereitete und an Fordernde verkaufte. Denn es entging ihm nun ein gut Teil seiner Einnahmen, da man doch lieber in die stattliche Apotheke ging, als in sein enges, düsteres Laboratorium, woselbst es aussah wie in einer Hexenküche. Da er aber sehr geringe Preise machte, so blieben ihm doch noch so viele

Kunden, daß der andere Grund hatte, über Gewerbebeeinträchtigung zu klagen, und auch bei der Gemeinde ein Verbot auf unbefugten Arzneienverkauf erwirkte. Da sich aber Trojan nicht darum kümmerte, lag er in beständigem Hader mit dem Pharmazeuten, der endlich mit einer gerichtlichen Anzeige drohte. Was nun den Arzt betraf, so suchte sich dieser vorerst zu orientieren; er verhielt sich zuwartend, ja er trachtete, sich klugerweise sogar auf guten Fuß mit dem vorgefundenen Berufsgenossen zu setzen. Wäre nun dieser auf halbem Wege entgegengekommen, so hätte sich eine schon durch die gewandelten Verhältnisse bedingte und beide befriedigende Arbeitsteilung herausbilden können. Trojan aber, der sonst eine übertriebene, fast unterwürfige Bescheidenheit an den Tag legte, kehrte gegen den Doktor Syp seinen ganzen inneren Hochmut heraus. Nicht genug, daß er sich bei zufälligen Begegnungen mit abweisender Schroffheit benahm, er unterzog auch die ärztliche Thätigkeit des Eindringlings — wie er ihn nannte — einer schonungslosen Kritik, indem er behauptete, daß dieser Protomedikus so viel wie nichts verstehe und daß man ihn bald mit Schimpf und Schande aus dem Orte jagen würde. Diese Äußerungen kamen natürlich dem Syp zu Ohren, und obgleich dieser, unter uns gesagt, in der That nicht viel mehr Kenntnisse besaß, als man eben bei oberflächlich und notdürftig zurückgelegtem Studiengange erwirbt, so hatte er doch sein Doktordiplom in der Tasche und mußte sich daher aufs töt-

lichste beleidigt fühlen. Überhaupt nicht sehr gutmütig von Natur, beschloß er, sich zu rächen, nur auf eine Gelegenheit wartend, die es ihm möglich machen würde, mit seinem einstweilen noch verborgenen Hasse hervorzutreten. Diese Gelegenheit ergab sich auch in nicht allzu langer Frist. Ein Kind, das Trojan an einer Halsentzündung behandelte, war über Nacht gestorben Srp, der auch das Amt eines Distriktsarztes versah, hatte die Totenbeschau vorzunehmen, und fand, daß das Kind der Diphtheritis erlegen sei. Der Fall sei also nicht erkannt, infolgedessen die Anzeige nicht erstattet und somit die Gefahr heraufbeschworen worden, daß der verderblichen Seuche, von welcher die Gemeinde bis jetzt so ziemlich verschont geblieben, Thür und Thor geöffnet werde. Und einmal im Zuge setzte sich der Mann auch gleich hin und erstattete einen fulminanten Bericht an seine vorgesetzte Behörde, worin er hervorhob, daß Trojan den ärztlichen Beruf ausübe, ohne die erforderlichen Studien gemacht zu haben. Nun hatte es sich um jene Zeit getroffen, daß ein neuer Bezirkshauptmann an die Spitze der Geschäfte getreten war, der es für seine Pflicht hielt, in jeder Hinsicht radikal zu Werke zu gehen. Er zeigte sich sehr entrüstet über den Vorfall und trat den Akt sofort an das Gericht ab. Trojan wurde also dorthin vorgefordert; der unbefangene Richter jedoch, der von dem langjährigen Wirken des Beschuldigten Kenntnis hatte, fällte umsomehr ein freisprechendes Urteil, als der eigentliche Inkulpationspunkt nicht

mehr vollständig nachzuweisen war. Zugleich aber wurde Trojan eingeschärft, daß er sich von nun ab der Ausübung ärztlicher Thätigkeit ein- für allemal zu enthalten habe, wenn er nicht unfehlbar der vollen Strenge des Gesetzes, das heißt den auf Kurpfuscherei gesetzten Strafen verfallen wolle.

Außer sich vor Entrüstung und Aufregung kehrte Trojan hierher zurück, wo er sich ohne Verzug zu Doktor Wanka begab, diesen beschwörend, mit Aufbietung aller seiner Autorität für ihn den Rekurs zu ergreifen. Der alte Herr konnte natürlich auf diese sinn- und zwecklose Zumutung nicht eingehen; er sagte vielmehr: „Lieber Freund, was Sie da getroffen, habe ich leider vorausgesehen. Ich wußte, daß es nicht anders kommen könne, sobald sich ein Arzt in der Gemeinde niederläßt. Ergeben Sie sich daher in Ihr Schicksal, das in keiner Weise zu ändern ist — und welches Sie, wie Sie sich werden eingestehen müssen, in Ihrer Jugend selbst heraufbeschworen. Seien Sie also vernünftig und ergreifen Sie einen anderen Beruf. Es wird Ihnen zwar schwer fallen, sich in den Wechsel zu finden, aber noch ist es nicht zu spät." — „Einen anderen Beruf," hohnlachte Trojan. „Und welchen, wenn ich fragen darf?" — „Nun," erwiderte Wanka, „ich bin nicht ohne Einfluß auf die Herrschaft, es wird mir gelingen, Ihnen bei den zahlreichen Betrieben irgend einen Kanzleiposten zu verschaffen." — „Einen Kanzleiposten?" schrie Trojan. „O, ich danke. Zum Schreiber

bin ich nicht geschaffen. Ich werde fortfahren, meinen Beruf als Berufener auszuüben — allen Gerichten zum Trotz — und wenn es sein muß, werde ich als Märtyrer dafür sterben!“ Damit sprang er auf und stürzte fort, den wohlmeinenden Gönner, der wohl einsah, daß dem Ärmsten nicht zu helfen sei, in peinlichster Verlegenheit zurücklassend.

Und er fuhr wirklich fort, Kranke zu behandeln, wenn diese auch immer seltener seine Hilfe in Anspruch nahmen. Denn der Vorfall hatte begreiflicherweise Aufsehen erregt. Es kam zu lebhaftem Meinungsaustausch, und schließlich senkte sich die Wagschale zu Gunsten Srps, der ja ein wirklicher Doktor war und überdies zur extremen czechischen Partei hielt, welche im Gemeinwesen allmählich die Oberhand gewonnen hatte. Aus ihr ging jetzt auch ein neuer Bürgermeister hervor, ein sehr wohlhabender Mann, der es umsomehr unter seiner Würde hielt, für den Kurpfuscher einzustehen, als dieser eigentlich ein Deutscher war, wenn er auch seit jeher eine vollständig neutrale Haltung bewahrt hatte. So schwand denn Trojan mehr und mehr aus der Achtung und auch aus der Beachtung seiner Mitbürger, wodurch er in immer größere Notlage geriet, die für ihn um so drückender wurde, als er jetzt gewissermaßen auch für eine Familie zu sorgen hatte. Er war nämlich in heftiger Liebe zu einer armen Taglöhnerin entbrannt, welche, von einem nichtswürdigen Manne verlassen, mit ihrem Söhnchen auf dem Hořic lebte.

Sie war schwer erkrankt gewesen, und Trojan hatte sie behandelt. Die Arme genas, aber es blieb ein Schwächezustand zurück, der nur durch Schonung und kräftige Ernährung nach und nach zu beheben war. Trojan sorgte für sie und ihren Knaben, wie er nur konnte, und er würde sie gewiß auch geheiratet haben, wenn der Gatte, der sich irgendwo in der Fremde herumtrieb, nicht noch am Leben gewesen wäre. Aber er war zu ihr in intime Beziehungen getreten, und die wenigen, welche ihm noch nahe standen, konnten sich nicht genug verwundern über das Unmaß der Leidenschaft, die ihn beherrschte. Diesem Umstande mochte es zuzuschreiben sein, daß er seinen Kranken gegenüber nicht mehr die frühere Sorgfalt an den Tag legte. Er zeigte sich auffallend zerstreut und vergaß oft, die notwendigsten Anordnungen zu treffen. Es war daher nur natürlich, daß man sich fast ausschließlich dem Doktor Srp zuwendete, der, nachdem er jetzt genügendes Beweismaterial in Händen hatte, sofort wieder eine gehässige Anzeige erstattete. Das Gericht mußte nun einschreiten, wenn es auch fürs erste Mal nur eine Geldstrafe verhängte. Aus eigenem hätte Trojan den Betrag nicht erschwingen können; aber ein Freund war ihm unerschütterlich treu geblieben: der Kaufmann Nezbada, den Sie vielleicht ebenfalls gekannt haben dürften. Dieser half ihm aus der Not, obgleich er im Laufe der Zeit selbst sehr heruntergekommen war. Das große Geschäft, das der Sohn des Bürgermeisters, welcher früher bei einem aus-

wärtigen Handlungshause bedienstet gewesen, auf dem Platze eröffnet hatte, that dem seinen großen Abbruch; gewagte Konkurrenzmittel, auf die er verfiel, hatten nur zur Folge, daß er Konkurs anmelden mußte und mit dem Rest seiner Habe auswanderte, um ein weiteres Fortkommen zu finden. Mit ihm verlor Trojan den letzten Halt, und als eine neue Anzeige wider ihn einlief, wurde er zu einer Gefängnishaft von vierzehn Tagen verurteilt. Der Aufenthalt in dem licht- und luftlosen Arrestlokal, wo er sich mit Dieben und Landstreichern zusammengepfercht fand, hatte die entsetzlichste Wirkung: er war halb tot, als er in Freiheit gesetzt wurde. In diesem jammervollen Zustande suchte ihn Doktor Wanka auf, versorgte ihn mit dem nötigsten und beschwor ihn, dieser unmöglichen Lebensführung durch Annahme des kleinen Postens, den er ihm mittlerweile in dem Büreau des gräflichen Hüttenwerkes erwirkt hatte, ein Ende zu machen. Noch einmal bäumte sich der Unselige dagegen auf, aber schließlich nahm er, im Innersten gebrochen, den Vorschlag an. Die Beamtenschaft des Hüttenwerkes erzählt noch heute von dem tragikomischen Eindruck, den das Erscheinen und die Amtsthätigkeit des neuen Kollegen hervorgebracht. Wie viele Bogen Papier er verdorben, ehe er auch nur die kleinste schriftliche Arbeit fertiggestellt, und wie viele Fehler und Irrungen auch diese noch aufgewiesen habe. Endlich rührte er keine Feder mehr an, brütete verzweiflungsvoll vor sich hin, bis er eines Tages gar nicht mehr kam.

Auch aus dem Ort war er verschwunden. Da ihn niemand vermißte, geriet er bald in Vergessenheit. Später vernahm man, daß er mit seiner Geliebten, die nun wieder in Taglohn gehe, und auf dem Hořic lebe, die Kranken des Dörfchens behandle und Arzneimittel verkaufe. Auch ärztliche Streifzüge unternehme er, weit in die Gegend hinein, nach einsam liegenden Gehöften und Hegerhäusern. Von dem allen mußte wohl auch Doktor Srp Kunde erhalten haben; aber es schien, daß er in seiner Rache gesättigt sei, denn er ließ ihn nunmehr vollkommen unangefochten.

IV.

So war beiläufig ein Vierteljahr vergangen, als ich mich eines Tages — im Oktober — einer dringenden Angelegenheit wegen nach Brünn begeben mußte. Mit dem Abendzuge zurückgekehrt, wollt' ich mir's gerade bequem machen, als draußen heftig die Klingel gezogen wurde und gleich darauf die Magd eintrat mit der Meldung, Trojan stehe vor der Thür und begehre dringend mich zu sprechen. Und eh' ich noch Bescheid erteilen konnte, trat er schon selbst ins Zimmer. Bleich wie der Tod, vom Regen durchnäßt, bis an die Knie mit Kot bespritzt; der untere Teil der Beinkleider und das Schuhwerk halb in Fetzen.

„Mein Gott, wie sehen Sie aus!“ rief ich. „Woher kommen Sie? Was wollen Sie?“

Er konnte kaum atmen vor Erschöpfung. „Um des Himmelswillen,“ keuchte er, „begeben

Sie sich mit mir auf den Hořic! Es ist dort jemand sehr gefährlich krank."

Eine Ahnung durchzuckte mich. „Gefährlich krank? Ein Mann — oder eine Frau?"

„Eine Frau," stieß er hervor. „Aber ich beschwöre Sie, kommen Sie ohne Verzug mit mir! Und nehmen Sie Ihre Instrumente mit, es dürfte eine Operation notwendig sein."

Ich schwieg einen Augenblick. „Nun, es soll geschehen. Es trifft sich gut, daß meine Pferde heute vollkommen ausgeruht sind. Aber setzen Sie sich doch! Sie können sich ja kaum auf den Füßen halten."

Er nahm Platz, aber trotz seiner Hinfälligkeit trieb ihn die innere Unruhe, wieder aufzustehen.

Ich hatte die Magd zu meinem Kutscher befohlen, und es dauerte nicht lange, so fuhr der Wagen vor.

Wir stiegen ein. „Wo ist denn Ihr Hut?" fragte ich.

„Den hab' ich unterwegs verloren," erwiderte er zähneklappernd. Er hatte nichts am Leibe als ein dünnes Röckchen, und ich ließ ihm eine Pferdedecke reichen, auf daß er sich einhülle; denn wir saßen in nur halb gedecktem Wagen, und die regnerische Nacht war kalt und windig.

Im Anfang ging es rasch vorwärts; aber die Windungen des Fahrgeleises, das die Höhe hinanführte, waren nur im Schritt zurückzulegen. Er bebte vor Ungeduld.

Endlich waren wir droben. Das Geleise

setzte sich notdürftig bis zum Dorfe fort, wo wir ausstiegen, und nun traten wir bald in eine baufällige Hütte, deren Thür uns von einem alten, kaum bekleideten Manne geöffnet wurde. Trojan faßte mich am Arme und zog mich durch die Dunkelheit, die im Eingange herrschte, nach einem kleinen, fensterlosen Gelaß, das von dem qualmenden Dochte eines offenen Lämpchens matt erhellt war. An der Wand in einem elenden Bette lag ein junges blondhaariges Weib, wie es schien, bewußtlos, ein Tuch um den Hals gewunden. Am Fuße des Bettes kauerte der Knabe, er schlief so fest, daß er bei unserem Erscheinen nicht erwachte.

„Da sehen Sie" — flüsterte Trojan, indem er das Tuch vom Halse der Kranken löste, „sehen Sie —"

Ich beugte mich hinab. Ein großes, brandiges Geschwür in der Nackengegend war mir sofort ins Auge gefallen. „Mein Gott," rief ich, näher hinsehend, „das ist ja ein Anthrax! Was ist denn da noch zu machen! Es ist bereits Pyämie eingetreten — die Ärmste liegt ja schon in den letzten Zügen . . ."

„Ach nein — nein —" lallte er und verzog das Gesicht zu einer lustigen Fratze, wie er merkwürdigerweise immer that, wenn er schmerzlich bewegt war.

Aber ich hatte recht gesehen. Mit einem leichten Seufzer hauchte das Weib, dessen außerordentliche Schönheit mir trotz der krankhaften Entstellung auffiel, den Geist aus. Der Kopf sank zur Brust hinab.

Er mußte das gleich mir wahrgenommen haben. Aber er sagte: „Also jetzt rasch, sonst ist es zu spät!“

„Es ist zu spät,“ erwiderte ich erstaunt. „Sie ist ja tot.“

Er starrte, die Augen verglast, mit einem blödsinnigen Lächeln vor sich hin. — „Ach nein, nein, Herr, sie ist nicht tot. Nicht wahr, Antscha, Anuschka, du bist nicht tot?“ — Er faßte liebkosend ihre Hand, mußte sich aber, um nicht umzusinken, an das Kopfende des Bettes lehnen.

Ich wußte nicht, was ich ihm sagen, was ich beginnen sollte, und ließ mich schweigend auf die Kante eines alten Stuhles nieder, auf dem ein schadhafter Wasserkrug stand.

So verstrichen mehrere Minuten, und es wurde so still im Zimmer, daß man die Atemzüge des noch immer schlafenden Knaben vernahm.

Endlich richtete sich Trojan auf; seine Züge waren ernst geworden. Er trat mir einen Schritt entgegen und fragte mit tonloser, aber ruhiger Stimme: „Sie ist also wirklich tot?“

„Gewiß. Sie können sich ja doch selbst überzeugen —“

Er kehrte zu dem Bette zurück, beugte sich nieder und legte die Hand auf die Brust des Weibes. „Ja, sie ist tot,“ sagte er fast gleichgiltig.

Ich war von diesem Benehmen aufs höchste überrascht — und doch froh, ihn jetzt nicht so zu finden, wie ich gefürchtet hatte. „Geschehenes läßt sich nicht ändern. Das ist alles, was ich

Ihnen in diesem Augenblick zu sagen vermag. Aber ich möchte Ihnen raten, hier nicht allein zu bleiben. Sie haben gewiß irgend jemanden..."

„Nein, nein," erwiderte er, den Kopf schüttelnd. „Wir haben niemanden! Aber seien Sie unbesorgt. Ich werde bei meiner Kranken wachen — das heißt, bei meiner Toten."

Ich sah, wie es ihm jetzt die Brust zusammenschnürte, und reichte ihm schweigend die Hand. Er ergriff sie mit seinen beiden und drückte sie. „Ich danke Ihnen, verehrter Herr Doktor, daß Sie meinem Rufe gefolgt sind. Es war zu spät! Zu spät! O wie recht hatten Sie — jetzt und immer! Setzen Sie von dem Todesfalle den Herrn Distriktsarzt in Kenntnis."

Ich ging, seine weitere Begleitung abwehrend. Draußen an der Hüttenthür stand der Alte. Ich suchte ihm einzuschärfen, daß er nicht schlafen gehe und von Zeit zu Zeit bei Trojan nachsehe. Ob er mich verstanden hatte, weiß ich nicht; aber er nickte mit dem Kopfe.

Als ich eben in den Wagen stieg, hörte ich einen langgezogenen, markerschütternden Schrei aus der Hütte dringen. Dann wurde alles still. Ich lauschte. Es regte sich nichts, aber in einer Weile glaubte ich, leises Jammern zu vernehmen. Sein Schmerz ist zum Ausbruche gekommen, sagte ich zu mir selbst; vielleicht löst er sich jetzt in Thränen. Und nun fuhr ich von dannen.

Die Nacht war etwas heller geworden, von Zeit zu Zeit trat der halbe Mond fahl aus den

Wolken und warf ein unheimliches Licht auf die Gegend. Dabei lag es mir wie ein Alp auf der Brust. Je länger ich über das Schicksal Trojans nachdachte, desto entsetzlicher schien es mir. Was würde er nun beginnen? Und wie wird sich Sry dazu verhalten, dem unter allen Umständen die Anzeige zu erstatten war? Ich mußte noch heute zu ihm; vielleicht konnte ich das Ärgste verhüten.

Es ging bereits gegen Elf, als ich im Ort anlangte. Aber ich sah noch Licht in Srys Wohnung, an der ich vorüberkommen mußte. Ich ließ also halten und begab mich hinauf. Er hatte jedenfalls spät zu Nacht gespeist, denn er saß bei einem Glase Bier und einer Zigarre noch am Eßtisch; seine Frau — er war seit kurzem verheiratet — hatte sich bereits zurückgezogen. Er zeigte sich sehr überrascht von meinem Besuche, bei jedem Worte jedoch, das ich vorbrachte, erkannte ich immer deutlicher, wie unbegründet meine Voraussetzung gewesen, daß er in seiner Rache befriedigt sei. Sein Gesicht verklärte sich förmlich vor Schadenfreude, und schließlich rief er triumphierend aus: „Jetzt haben wir den Kerl! Er hat sich in seiner eigenen Schlinge gefangen — und nun muß er ins Kriminal!"

Ich wollte Vorstellungen erheben, indem ich auf die eigentümliche Tragik des Falles hinwies. Sry aber unterbrach mich: „Nein, mein verehrter Herr Kollege! Ein Anthrax, haben Sie gesagt? Den er vernachlässigt — oder eigentlich nicht erkannt hat? Das Weib ist somit von ihm

rein hingemordet worden. Sie werden doch einem Mörder nicht das Wort reden wollen?"

Ich wußte nichts Rechtes zu erwidern; in seinem Ausspruche lag eigentlich die Wahrheit.

„Ich muß Sie vielmehr bitten," fuhr er fort, „mir diesmal bei der Totenbeschau zu assistieren, auf daß von berufener chirurgischer Seite der volle Umfang der Verschuldung an den Tag gestellt werde."

Dagegen hätte ich allerdings Einsprache thun können, aber ich stimmte zu, weil ich vielleicht doch noch im letzten Augenblicke zu Gunsten Trojans wirken konnte.

So fuhr ich denn am nächsten Morgen mit Srp auf den Hořic. Als wir zur Hütte kamen, fanden wir eine Anzahl von Leuten davor versammelt. Auf der Schwelle saß der Knabe und weinte; neben ihm stand der Alte, der uns stumpfsinnig nach der Kammer wies. Beim Eintritt hatten wir einen schrecklichen Anblick. Neben dem Bette, auf dem blutüberströmten Boden, lag Trojan mit ausgebreiteten Armen. Er hatte sich mit einer rostigen Sichel, die jedenfalls früher seiner Geliebten zum Gebrauch diente und bei näherer Betrachtung einige tiefe Scharten aufwies, das Haupt fast gänzlich vom Rumpfe getrennt. Er, der niemals Blut fließen sehen konnte und nicht zu bewegen war, das 'Messer' zur Hand zu nehmen! Aber die unerhörten Verstümmelungen, die er sich am Halse beigebracht, zeugten von der ganzen Ungeschicklichkeit, mit welcher er den Selbstmord vollzogen.

Selbst Srp war erschüttert. „Es ist furchtbar," sagte er mit leichtem Schauder. „Gehen wir. Man muß die Obrigkeit verständigen."

* * *

Hulesch schwieg und überließ mich einem gleichfalls stummen Nachsinnen.

„Eigentlich ist es mir doch ganz unbegreiflich," begann ich jetzt, „daß Trojan die Gefahr, in der seine Geliebte schwebte, nicht früher erkannt haben sollte — daß er so lange gezögert —"

„Gewiß. Aber es war nun einmal seine Theorie. Und dann: er hatte ja längst den *Kopf verloren*. Quem dii perdere volunt, dementant."

„Jedenfalls war hier die Strafe größer als die Schuld. Aber wer weiß, ob es nicht immer so ist! — Und was geschah mit dem Knaben? Hat sich jemand seiner angenommen?"

„Man hat sich seiner angenommen," erwiderte Hulesch, indem er aufstand. „Wenn Sie noch eine kleine Weile verziehen wollen, so können Sie ihn sehen. Aber ich glaube, da ist er schon."

Man hörte einen Wagen langsam heranrollen und vor dem Hause halten.

Hulesch führte mich ans Fenster. „Nun blicken Sie gefälligst hinab und betrachten Sie sich meinen Kutscher."

Es war in der That Honzíček, nunmehr etwa fünfzehnjährig. Ich hätte ihn freilich nicht wieder erkannt; aber einmal aufmerksam gemacht, fand ich die Züge des Knaben in dem allerdings derberen Gesichte des jugendlichen Rosselenkers wieder. Er saß ganz stramm und vergnügt auf dem Bocke, sichtlich stolz auf die silberbordierte Mütze, die ihm vortrefflich stand.

„Der ist versorgt,“ sagte der Doktor. „Er kann auch noch Karriere machen — und seinerzeit die Herrschaft fahren.“

Eine fatale Geschichte.

Von

Annie Bock.

Telegramm von Frau Generalkonsul Alfing, Dresden, an Frau Baronin Marie von Ennhausen, Berlin.

Dresden, den 22. Dezember.

Wirf Deine französische Bonne sofort ohne Zeitverlust zum Hause hinaus. Befolge diesen Rat Deiner besten Freundin. Deinem Hause droht Gefahr.

Cläre Alfing.

* * *

Brief.

Marie von Ennhausen an Cläre Alfing.

Berlin, 22. Dezember.

Teure Cläre!

Hast Du eine Ahnung, wie sehr mich Deine vor kaum einer Stunde erhaltene Depesche erschreckt hat?

Ich greife mir immer noch an den Kopf und frage mich vergeblich, was das zu bedeuten haben kann! Denn die Worte sind mir völlig unver-

ständlich. Was meinst Du nur — was meinst Du? — Warum soll ich die Bonne hinauswerfen — noch dazu sofort? Da sie ja doch sowieso zum 1. geht. Sie hat mir am 15. gekündigt, und ich muß gestehen, daß mir das außerordentlich fatal war; denn sie war sehr gewandt und nett in ihrer Arbeit wie in ihrem Benehmen, und man konnte ihr die Kinder ohne Sorge anvertrauen. Und nun kommt Deine Depesche, die so rätselhaft klingt. Deine Worte haben ein unbestimmtes Angstgefühl in mir erweckt, das mich furchtbar quält, — und käme diese Depesche von irgend einem anderen — wer weiß, ob ich nicht — — aber — so muß ich mir immer von neuem wiederholen, daß Du es bist, die sie mir geschickt hat; Du, meine liebe, teure Cläre, die schon in der Pension früher immer die „Vernünftige" hieß.

Ich weiß, es muß seine sehr guten Gründe haben, wenn Du mir eine solche Nachricht schickst. Wärest Du nur ein wenig ausführlicher gewesen! Oder hättest Du mir geschrieben!! —

Es muß doch etwas ganz besonderes an der Sache sein, wie kämst Du denn sonst auf die Idee, mir einen derartigen Rat zu geben!?

Andererseits wiederum frage ich mich: was kann es sein, das Du weißt, die Du so weit entfernt von hier bist, und das ich, die ich am Platze bin, nicht weiß?

Ich vermute natürlich gleich allerhand Schreckliches, Du kennst ja meine erregbaren Nerven! Mein Gott! Wenn man so viel in seinem

Leben durchgemacht hat wie ich, ist es ein Wunder, wenn die Nerven sich in einem beständigen Zustande der Erregung befinden?? —

Und seit ich Deine Depesche bekommen habe, kenne ich nun gar keine Ruhe mehr.

Alle paar Minuten springe ich voller Angst empor und eile ins Kinderzimmer; fürchtend — hoffend — dort etwas zu sehen, was mir das Rätsel lösen könne.

Aber ich sehe nichts!

Die Kinder spielen munter und vergnügt herum, und die Bonne sitzt dabei und näht oder spielt auch mit und sieht genau so sanft, fromm und sittsam aus wie immer, mit ihrem glatten, blonden Scheitel, ihren blauen Augen und ihrem einfachen gestreiften Wollenkleide.

Also keinen Aufschluß für ein beängstigendes Rätsel! Ach, liebe, gute Freundin! warum mich so ängstigen, so foltern?

Du weißt doch genau, wie viel ich in meinem Leben schon gelitten habe! Die ersten sechs Jahre meiner Ehe, waren sie nicht ein Martyrium?! — Seit der Geburt Gretchens ist es ja ruhiger und besser gewesen; auch Leo freundlicher und rücksichtsvoller zu mir.

Aber solche Erlebnisse wie die meinen in den ersten Jahren meiner Ehe — die verwinden die Nerven so bald nicht, ja, vielleicht niemals ganz wieder. Mein Gott! wenn ich nur zurück denke an die schrecklichen anonymen Briefe, die ich damals als neunzehnjährige Frau fast täglich bekam!!! Die Schmähungen, die Drohungen!!

Und wie ich dann ganz naiv meinen Mann zur Rede stellte — die Eröffnungen, die mir da zu Teil wurden — — die schrecklichen Szenen zwischen ihm und mir!! Kann ich alles das wohl je vergessen!? Und dann jener Vorgang damals im Theater! Die freche Person, die sich in unsere Loge drängte — und Leo — ach! siehst Du! alle die schrecklichen Dinge von vor zehn Jahren sind durch Deine Depesche wieder in mir aufgerüttelt worden. „Deinem Hause droht Gefahr!“

Wieder und immer wieder starre ich diese unheilverkündenden Worte an; sie können ja doch nur eine Bedeutung haben — und doch können sie diese wiederum nicht haben; denn die Bonne hat mir ja doch selbst gekündigt; in weiteren acht Tagen hat sie unser Haus für immer verlassen! Und ich war zufrieden mit ihr. Stets hat sie sich gut betragen, wenn sie auch mitunter etwas nachlässig war, wofür ich sie dann schelten mußte.

Du willst doch nicht etwa andeuten, daß Leo — und — aber nein, nein, nein! — Das thut er nicht, das nicht!! — Diese schrecklichen Zeiten sind vorbei — lange vorbei!

Auch ist er gar nicht zu Hause. Er ist nach Wusterhausen zur Jagd gefahren und kommt erst morgen Abend zurück. — Schreibe, schreibe, schreibe mir, gute Cläre, und erkläre mir Deine rätselhafte Depesche! — Oh, mein Gott! Diese Unruhe — diese Unruhe! Wie leide ich darunter! Wenn ich doch nur einen Menschen

hätte, mit dem ich darüber reden könnte, — aber mit wem?? —

Schreibe mir nun gleich, nach Erhalt dieses Briefes. Gebe Gott, daß Du es schon von selbst gethan hast, bevor Du diese Zeilen noch erhältst. Deine sehr unglückliche Freundin

Marie.

* * *

Cläre Alfing, Dresden, an Marie v. Ennhausen, Berlin.

Dresden, 23. Dezember.

Meine arme, kleine Marie!

„Kleine“ — ja, so muß ich Dich wirklich nennen, ganz wie ehemals, in unseren Pensionsjahren.

O, wie klein bist Du doch noch! Wie muß ich Dich *immer noch bemuttern, Du armes Kind!*

Also Du hast meinen Rat nicht befolgt, hast die Person nicht Knall und Fall vor die Thüre gesetzt, trotz des wohlgemeinteu Rates deiner besten, Dir ergebensten Freundin!!?

Nein, Du bedarfst dazu noch erst der Erklärungen, der Lösungen, der Aufschlüsse, und um diese zu erlangen, blickst Du in das „unschuldige“ (na, ich danke schön für diese Art von Unschuld!) Gesicht jener abgefeimten Person und siehst mit klopfendem Herzen meinem Briefe entgegen, diesem Briefe, der Dir des Rätsels Lösung bringen soll!?

Du meine arme Kleine!

Und nun hat jener Brief Dir gar keine, aber auch gar keine Lösung gebracht; denn so viel ich

mich entsinne, stand nichts wirklich Rätsellösendes darin.

Ich wiederhole Dir darin nur meinen Dir schon telegraphisch gegebenen Rat: die Person, Du siehst, ich gebe ihr konsequent diese Benennung, weil ich ohne unfein zu werden, keine andere finde, hinauszuwerfen. Ich wollte Dir gern die ganze Wahrheit ersparen.

Aber nun ich sehe, daß Du mit Deinem guten, weichen Herzen wahrhaftig imstande bist, die „Person“, die höchst gefährlich ist, in Deinem Hause zu behalten, bevor Du nicht genau weißt, warum Du sie hinauswerfen sollst, muß ich Dir die volle Wahrheit mitteilen.

Sie ist in dem, meinem Briefe beifolgenden kleinen Paket enthalten.

Und da das Paket naturgemäß um einige Stunden später in Deine Hände gelangen wird als dieser Brief, so will ich Dir noch sagen, daß das Paket nur Briefe enthält, und zwar eine Korrespondenz zwischen Deiner Bonne und der meinigen, die, wie Du weißt, Cousinen oder doch wenigstens entfernte Verwandte waren. Ich gebrauche mit Absicht den Zeitpunkt „waren“, denn meine Bonne hat unser Haus bereits verlassen.

Ich mußte ihr heute vor acht Tagen kündigen wegen einer fatalen Sache. Sie ist zwar Französin, hat aber hier in Dresden trotzdem deutsche Vettern, Onkels, Vormünder ꝛc. ꝛc., was, wie Du mir zugeben wirst, nicht allein ein verwunderlicher, sondern sogar ein verdächtiger Umstand ist. — Jedenfalls war es eine Sache, mit der

ich mich bei einer Person, die zur Pflege meiner Kinder da ist, nicht befreunden konnte; kurz und gut, ich hatte ihr gekündigt, und hatte Mademoiselle dadurch empört. Vorgestern nun, nachdem sie die ganzen Tage üble Laune gezeigt hatte, fängt sie in der Küche mit den anderen Leuten Krawall an, kommt dann ins Kinderzimmer zurück und macht auch dort einen derartigen Krach, daß sie Friedachen, die gerade eingeschlafen war, aus dem Schlaf weckt.

Ich gehe hinein, um nachzusehen, was los ist.

Als ich sehe, daß gar nichts los ist, sondern daß mein Fräulein nur übler Laune ist, sag' ich ihr natürlich meine Meinung — aber kräftig! Ein Wort giebt das andere, sie erklärt sofort, auf der Stelle gehen zu wollen und glaubt mir dadurch wahrscheinlich keinen schlechten Schrecken einzujagen; ich aber hatte mir schon eine andere engagiert, die, wie ich wußte, jeden beliebigen Tag eintreten konnte, und blieb darum bei diesen ihren Worten äußerst kaltblütig.

„Sie wollen gleich gehen?" — sagte ich. „Nun wohl, ich nehme Sie beim Wort. Hier ist meine Uhr" — und ich legte ihr meine Uhr auf den Tisch — „binnen dreißig Minuten müssen Sie mit Ihren sämtlichen Habseligkeiten mein Haus verlassen haben."

Sie war nicht schlecht erstaunt, das kann ich Dir sagen.

Ich aber wiederholte kaltblütig:

„Vergessen Sie nicht — in dreißig Minuten — hier nach meiner Uhr."

Was soll ich Dir weiter erzählen? Es würde Dich, die Du mit Deinem vor Angst klopfenden Herzen den Brief durchfliegst, doch kaum interessieren; — genug, pünktlich nach Ablauf von dreißig Minuten war sie reisefertig, empfing ihren Lohn und zog schließlich noch ganz vergnügt ab.

Es war eine durch und durch leichtsinnige Person. Aber was interessiert oder kümmert alles dieses Dich? wirst Du mich fragen. Und Du hast recht. Es interessiert Dich gar nicht. Folgendes aber wird Dich nur allzu sehr interessieren.

Als sie noch kaum das Haus verlassen hatte, fand meine Jungfer, die ihr Zimmer aufräumte, in einer Ecke ihres Schrankes ein Päckchen Briefe, welche sie wohl in der Eile des Einpackens vergessen und zurückgelassen hatte.

Ich sah mir die Briefe an, da ich eine interessante Korrespondenz mit einem Liebhaber mehr oder minder plebejischer Sorte witterte.

Aber ich hatte mich geirrt!

Das Päckchen enthielt nur Briefe Deiner Bonne an die meine!!

Und darum, verstehst Du, darum schicke ich es Dir. Es soll Dir die Aufklärung geben, die Du in meinem Briefe vergeblich suchen wirst, denn ich kann — nein, ich kann sie Dir nicht in dürren Worten geben.

Wenn Du diese Briefe gelesen hast — und ich kann mir wohl denken, mit welchem Eifer Du ihren Inhalt durchstöbern wirst —, wirst Du mir Recht geben und meinen Dir gegebenen

Rat sogleich befolgen. Schade — kann ich nur sagen —, daß Du es nicht schon gethan hast! —

Meine arme, liebe Marie, es ist dies eine harte Prüfung, die Gott Dir schickt, aber ich weiß, Du wirst sie mutig überstehen — wie Du schon, leider, so viele, viele andere hast überstehen müssen!

Nur um eines muß ich Dich noch bitten: zürne nicht mir, der Unheilverkünderin!

Ich, nicht wahr, ich war doch verpflichtet Dich von dieser Sache in Kenntnis zu setzen?!

Konnte, durfte ich Dir etwas derartiges verheimlichen, nun ich es einmal erfahren hatte? — Nein — nein — nein!

Nun heißt es nur für Dich, Mut zeigen und Kraft! Hinaus mit jener Person! Hinaus mit ihr auf der Stelle!

Laß mich hören, wie es Dir geht, meine süße Freundin! Du kannst Dir kaum vorstellen, wie entsetzlich besorgt ich um Dich bin! Mein armes Lieb! Telegraphiere mir doch, wie die Sache abgelaufen ist. Ja? Ich bitte Dich darum.

Es küßt und umarmt Dich tausendmal

Deine treue Freundin Cläre.

P. S. Beifolgend das Päckchen Briefe.

* * *

Briefe
von Apolline Meunier an Alice Tissot.

Berlin, 7. November.

Meine liebe Alice!

Na, Gott sei Dank! unter Dach und Fach wäre ich nun wieder. Aber ich hatte diesmal

wahrhaftig schon Angst, ohne Stellung zu bleiben. Weißt Du, so was, wie die letzten Wochen in Prag, hab' ich doch noch nicht erlebt. Das war ja furchtbar!

Die Alte lief in beständiger Wut im Hause herum. Jedes Bild, jede Photographie von Monsieur Charles wurde sorgsamst versteckt — jetzt! Hätte sie es doch früher gethan! Was? — Und jeden Tag drohte sie mir von neuem, mich Knall und Fall noch vor dem Fünfzehnten zum Hause hinaus zu werfen. Aber sie that es doch nicht. Sie mochte wohl Angst gehabt haben, daß ich dann ganz und gar nach Broktschiwo gehen würde. So 'ne Idee! In diesem Hundenest würde ich mich, weiß Gott, nicht vergraben, nicht um zehn solch dummer Jungen willen. Also kurz und gut, trotz all ihren Geschreis, trotz aller ihrer Drohungen behielt sie mich doch bis zum Vierzehnten, Abends acht Uhr, im Hause; und dann begleitete sie mich selbst in höchsteigener Person zur Bahn — wahrscheinlich, um sich zu vergewissern, daß ich auch wirklich abfahre.

Aber eine Infamie ist und bleibt die ganze Geschichte . . .

Daß der alte Schleicher, der Wilhelm, Du weißt doch, ich schrieb Dir von ihm, der Kammerdiener vom Herrn — daß der gerade an dem Sonntag — an meinem Ausgehesonntag nach Broktschiwo kommen mußte! Er sollte Charles Geld bringen vom Alten — der arme Junge brauchte es wirklich sehr nötig — (unter anderem wollte er mir zum Geburtstag ein seidenes Kleid

schenken) — aber hätte der Alte nicht ebensogut an einem Wochentage auf diesen glänzenden Einfall kommen können! Wirklich ein Skandal!

Über zwei Monate lang war ich doch jedes Mal an meinem Ausgehesonntag von Prag nach Broktschiwo gefahren — und wie reizend waren nicht diese Sonntage immer gewesen! Wie zärtlich war nicht immer der gute Junge — und wie glücklich, wenn ich kam! — Muß doch wahrhaftig den Alten der Teufel geritten haben. Daß er gerade an einem solchen Tage seinen *alten* Schleicher mit Geld rüber schickte. Na, die Augen, die der aber auch machte, als er hereinkam! Wir hatten das Klopfen überhört und dummer Weise nicht zugeschlossen (wer denkt denn auch immer daran?), und wir saßen zusammen auf dem Sofa und hatten uns umarmt.

„Ach, das Fräulein!“ sagte der alte Dummkopf noch, anstatt wenigstens so zu thun, als hätte er mich gar nicht bemerkt.

Na, leugnen hätte nichts geholfen.

Da ich nun mal in Fleisch und Blut dasaß, konnte man doch nicht so thun, als wäre ich nicht dagewesen.

„Ja“ — sagte Monsieur Charles sehr gewandt — „das Fräulein giebt mir an ihren freien Tagen immer französische Stunden.“

Etwas Dümmeres hätte dem guten Jungen aber kaum einfallen können. Denn der Alte erlaubt sich gleich frech zu grinsen und sagt:

„So? immer?“

Und da macht nun Charles noch eine zweite

Dummheit und sagt: „Ja — immer. Sie aber, Alter, haben darüber das Maul zu halten.“

„Das thu' ich auch,“ sagt der und verschwindet bald darauf.

Wir saßen in keiner schlechten Angst da. Was war nun zu thun? Sollte ich mich gleich aufmachen und ihm nach Hause nachfahren? Oder sollte ich wirklich ganz unverfroren thun, nichts danach fragen, daß er mich da gesehen hatte, und zur üblichen Stunde abends nach Hause fahren? —

Wir entschieden uns für das letztere.

Aber meinen Empfang an dem Abend will ich Dir lieber nicht beschreiben.

Eigentlich hatte ich ja Lust, gar nicht mehr dorthin zurückzugehen, aber meine rückständige Gage und — mein Zeugnis!!

Na — der Empfang war nicht schön! — Vergeblich wiederholte ich ein über das andere Mal, daß Monsieur Charles mich hinüber kommen lasse nach Broktschiwo, um ihm französische Stunden zu geben, — sie schienen sich darauf kapriziert zu haben, nichts davon zu glauben.

Und eigentlich hatten sie ja auch Recht! Aber eingestanden haben wir natürlich nichts. Dann hätte die Alte mir ja sicher kein Zeugnis gegeben! Sie sprach auch so mehrmals davon, mich ohne Zeugnis hinauswerfen zu wollen; aber Charles, der gute Junge, hatte geschrieben, er würde, wenn sie mich irgendwie schlecht behandelten, mich ganz und gar bei sich aufnehmen. Das wirkte. Das machte Effekt!

Ich bekam also ganz zu guterletzt noch ein sehr gutes Zeugnis von Madame; und von Monsieur Charles (wenn sie das geahnt hätte — sie hätte mir das Zeugnis sicher wieder fortgenommen!) zum Abschied richtig das versprochene Foulardkleid; feuerrot mit schwarzen Punkten — wunderhübsch!

Natürlich hatte ich keine große Lust, in Prag zu bleiben, und man verlangte auch sozusagen von mir, daß ich fortginge. Ich dachte also: versuchen wir unser Glück mal in Berlin!

Na, es glückte mir ja recht schnell, und allem Anscheine nach auch ganz gut!

Die Ennhausens sind reich und vornehm; es ist ein großes Haus, gutes Essen, viele Dienstboten; der Baron ist groß und dick, mit einem hübschen, blühenden Gesicht, fast ganz kahlem Kopfe und blauen Augen; er ist sehr höflich, und wenn er mir auf der Treppe oder im Korridor begegnet, macht er mir stets eine tiefe Verbeugung.

Sie ist klein, sehr mager und brünett; recht hübsch, immer sehr schön frisiert, aber man kann thatsächlich ihre Knochen zählen, so dünn und durchsichtig ist sie.

Ein Sohn von zwölf Jahren ist da — mit dem ich nichts zu thun habe; ich habe die Aufsicht über die drei kleinen Mädchen; Sofie, Leonie und Gretchen, zehn, acht und fünf Jahre alt. Nette Kinder.

Wir haben drei große Zimmer für uns; Schlaf-, Spiel- und Schulzimmer, in dem wir auch

gleichzeitig essen, und ein Mädchen ganz für uns, die nur in den Kinderzimmern zu bedienen hat.

So, nun weißt Du, wie ich lebe und was ich thue. Nun schreibe mir aber auch, wie es Dir ergeht.

Der gute Charles hat mir schon zweimal geschrieben. Er kann mich gar nicht vergessen, wie er schreibt. Er bettelt mich an, ich soll ihm doch auch schreiben und ihm mein Bild schicken. Das werd' ich auch nächstens thun. Ich werde mich in dem neuen roten Foulardkleide photographieren lassen, das er mir geschenkt hat. Ich habe es mir schon machen lassen. Die Frau, bei der ich die vierzehn Tage im Oktober hier wohnte, hat nämlich eine Tochter, die zu Hause schneidert, und die hat es mir sehr schön gemacht; es sitzt ausgezeichnet, und sie sagte mir, ich habe eine wundervolle Figur. — Na, das wird schon stimmen, denn Charles sagte es ja auch immer, und Husarenleutnants haben doch gewöhnlich guten Geschmack. Charles wenigstens hatte ihn.

Alle vierzehn Tage kann ich abends nach acht ausgehen. Und da ich auch niemand anders hier in Berlin zum Ausgehen habe, werde ich die kleine Schneiderin, sie heißt Emma Jürgens, mitnehmen. Die kennt alle Lokale hier und soll mich herumführen; dann werde ich hoffentlich bald wieder was nettes kennen lernen. Denn die Geschichte mit Charles ist ja nun doch zu Ende. Nach Berlin kommt der so bald nicht — und Briefschreiben ist so 'ne faule Sache; man hat so gar nichts davon. Höchstens, daß er mir

ein Weihnachtsgeschenk schickt. Und so — ganz ohne einen — das ist auch zum Sterben langweilig. Na — ich werde schon wieder was finden; mir ist nicht bange drum! — Nun schreibe bald. — Viele Grüße und Küsse von Deiner

Apolline.

* * *

Berlin, 15. November.

Meine gute Alice.

Heute muß ich Dir schon wieder schreiben — ich habe Dir so viel und vor allem soviel Interessantes zu erzählen. O, wie wirst Du lachen, wenn Du es hörst!

Ob ich hier schon eine Eroberung gemacht habe, fragst Du mich? Du gutes Kind! — Ja — ich habe schon eine gemacht — aber was für eine? nein, das errätst Du nie! Die meines eigenen Brotherrn. —

Ich schrieb Dir doch schon im vorigen Brief, wie sehr höflich er mich immer grüßte, wenn ich ihm begegnete; das war die ersten Tage über; dann begann er mich anzuhalten und ein paar Worte mit mir zu sprechen; fragte mich, wie es mir bei ihnen gefiele; wie ich mit den Kindern zurecht komme; ob Berlin mir gefalle; na, und noch mehr derartige Dinge.

Dabei kniff er immer das eine Auge — er hat nämlich wunderhübsche blaue Augen — so sonderbar zu; kurz, ich begann mir schon mein Teil zu denken.

Dann kam er auf einmal vorgestern ins

Kinderzimmer und blieb weit über eine Stunde darin; er spielte mit uns, brachte Süßigkeiten mit, und als er ging und die Kinder küßte, zwickerte er mir über deren Schulter hinweg wieder zu.

Am nächsten Vormittag kam er uns im Zoologischen Garten aufsuchen, spielte wieder mit uns und fragte mich dann, ob ich nicht ein kleines Geschenk von ihm annehmen würde.

„Nein" — sagte ich. „Ein ganz kleines" — sagte er. „Nein."

Er sah mich an, dann wandte er sich zu den Kindern und spielte noch einige Minuten mit ihnen.

Als er gehen wollte und den Kindern adieu sagte, reichte er auch mir die Hand, und Du kannst Dir wohl mein Staunen denken, als ich in dieser einen kleinen Gegenstand fühlte, den er mir ganz heimlich zustecken wollte.

Es fühlte sich etwa an wie ein ganz kleines Juwelenkästchen — konnte vielleicht einen Ring oder kleine Brosche enthalten.

Ich aber nahm es nicht nur nicht, sondern drückte es mit Gewalt in seine Hand zurück und zog dann meine Hand fort, wobei ich ihm einen furchtbar beleidigten Blick zuwarf; er hatte mich verstanden; und da die Kinder ihn auch gerade ansahen, verwundert darüber, daß er adieu sagte und doch nicht ging, mußte er wohl oder übel sein Kästchen rasch in der Jackettasche verschwinden lassen.

Er grüßte und ging.

Ich hatte ihn nicht mehr angesehen. Aber ich fühlte doch, wie er mich immer noch ansah, und als er bis zur Ecke des Weges gekommen war, drehte er sich noch einmal um und grüßte.

Ich weiß nicht, ob seine furchtbare Freundlichkeit mehr den Kindern galt oder mehr mir, aber Sofie dachte eine ganze Weile nach und bemerkte dann: „So nett wie diese letzte Woche ist Papa schon lange nicht gewesen. Sonst sehen wir ihn so wenig. Ich finde es furchtbar nett, wenn er ein bißchen mit uns spielt. Finden Sie nicht, Mademoiselle?"

Ja, ich fand es natürlich pflichtschuldigst auch. Arme Kinder! Habt ihr 'ne Ahnung, warum er auf einmal so nett ist!? Aber einen Ring — eine Brosche — vielleicht gar nur ein silberner Fingerhut!!

Nee, mein Lieber!

Doch das schönste kommt noch! Ich muß ganz wundervoll beleidigt ausgesehen haben, denn, denk' Dir nur, abends *komme* ich aus dem Kinderzimmer heraus — da tritt er mir vom Korridor aus entgegen und fragt mich, ob ich ihm noch sehr böse sei; und packte gleich meine Hand. Ich sagte gar nichts und wollte ihm nur meine Hand entreißen, aber er bat so sehr, ich solle es ihm doch nicht übel nehmen — er hätte mir so gern eine kleine Freude machen wollen — weil ich doch so nett bin — zu seinen Kindern — fügte er schnell hinzu. Na — kurz, ich konnte ihn nicht anders los werden, als indem ich versprach, ihm nicht mehr böse zu sein; und

dann mußte ich furchtbar lachen, und er bog sich herab zu mir, und wer weiß, was noch passiert wäre, wenn wir nicht plötzlich Schritte gehört hätten.

Er hätte mir am Ende einen Kuß — und ich ihm eine Ohrfeige gegeben; denn für den ersten Kuß muß man stets eine feste Ohrfeige — oder wie sie in Wien sagen „a Watschen" geben. Merk' Dir das, mein Kind! So was macht immer ordentlichen Eindruck. Und Eindruck machen, ist die Hauptsache.

Meine Geschichte geht aber weiter.

Gestern abend hatte ich meinen Ausgehabend. Ich hatte mit der kleinen Jürgens verabredet, daß ich sie abholen, und daß wir irgend wohin zum Tanz gehen wollten.

Natürlich, wie Du Dir denken kannst, hatte ich mein neues rotes Foulardkleid an; der gute Charles! Sein Geschenk steht mir wirklich famos!

Um den Hals habe ich mir eine Rüsche von schwarzen Spitzen setzen lassen; und das Kleid sitzt in der Taille, im Rücken, über der Brust wirklich wie angegossen.

Madame kam ins Kinderzimmer, gerade bevor ich ging, um nachzusehen, ob die Kinder schliefen, wie sie es jeden Abend thut; — sie warf scheinbar nur einen Blick auf mich, so als sei ich weiterer Aufmerksamkeit von ihrer Seite aus nicht würdig; aber sie blieb mehrere Minuten vor der Waschtoilette stehen, an der sie natürlich gar nichts zu suchen hatte, bloß um durch den darüberhängenden Spiegel mein Kleid und mich ungehindert betrachten zu können.

Ich bin nicht mißgünstig; ich blieb ruhig stehen, damit sie sich ordentlich satt sehen konnte. Ich wußte ja, daß ich hübsch aussah, und ich nehme es ihr gar nicht übel, wenn sie vielleicht ein bischen neidisch war.

Du lieber Gott! wenn man auch so aussieht! Vorne nichts — hinten nichts — überall Knochen!! — Ja — das Geld allein macht's eben doch nicht.

Als sie mich genug angesehen hatte, drehte sie sich um, zupfte die Tischdecke, die Vorhänge zurecht und wünschte mir viel Vergnügen, mit einer Stimme, die da klang, als ob sie sie eben aus dem Eisschrank genommen hätte.

An der Thür drehte sie sich noch einmal um und sagte mit dieser selben *Stimme*: „Vergessen Sie nicht, daß Sie spätestens um elf Uhr zu Hause sein müssen." — Dann verschwand sie.

Und ich verschwand auch. Ich setzte meinen hübschen schwarzen Sammethut auf — auch noch ein Geschenk von meinem kleinen Charles — nahm Schleier und Handschuhe und ging.

Natürlich ging ich die Vordertreppe hinunter — ich werde doch in solchem Staat nicht die Bedientetreppe benutzen—, und auf der Biegung der zweiten Treppe rannte ich fast gegen den Baron an, der dastand und sich eine Zigarre ansteckte.

Ich möchte wahrhaftig nicht darauf schwören, ob der mich nicht da abgewartet hatte; denn daß ich ausgehen sollte, wußte er. — Die Kinder hatten es ihm vorhin erzählt.

„Ach, Sie gehen aus?“ sagt er. „Hm!“ antworte ich. Seine Blicke überfliegen meinen Anzug. „Und chic sehen Sie aus!“ „So?“ „Aber entzückend. Wohin gehen Sie denn, wenn man fragen darf?“ „Eine Freundin besuchen.“ „So?“ „Ja. Guten Abend, Herr Baron.“ „Guten Abend, Fräulein.“

Aus Respekt — man muß doch wenigstens so thun, als ob man Respekt habe vor seinem Brotherrn — lasse ich ihn die Treppe hinab vorausgehen und gehe auch noch in der Straße immer ganz langsam hinter ihm drein, so daß er eine ganze Weile früher als ich um die Ecke biegt und so meinen Blicken entschwindet. An dieser Ecke ist ein Droschkenhalteplatz. Wie ich an diesem vorüber will, um nach der Pferdebahn hinüber zu kommen, sehe ich den einen Kutscher, wie er mir mit furchtbar verschmitztem Gesicht ein Zeichen macht.

Indem biegt sich auch schon aus der geschlossenen Droschke der Kopf des Barons heraus. Er thut sehr erstaunt, als er mich sieht:

„Ach, da sind Sie ja wieder, Fräulein. Les beaux esprits und so weiter. Aber sehen Sie nicht, daß es gleich regnen wird? Schade um die entzückende Toilette! Wo wohnt denn Ihre Freundin?“

„In der Möckernstraße“ — sage ich.

„Aber da führt mein Weg mich ja vorbei — wenigstens ganz bis in die Nähe. Wenn Sie Lust haben, so steigen Sie hier ein; dann

kommen Sie trockenen Fußes vorwärts, und vor dem Hause Ihrer Freundin setz' ich Sie ab."

Es fing in diesem Augenblick wirklich schon an zu regnen; so ein feiner, kalter, richtiger November=Regen; mein schönes Kleid und mein schöner Hut thaten mir leid; der arme Charles! wie schwer war es ihm nicht gewesen, mir die Sachen zu kaufen!! Was schadete es mir denn auch weiter, wenn ich mit dem Baron fuhr? Ich stieg natürlich ein. Hättest Du es nicht auch gethan?? Ich mußte dabei nur denken: was würde Madame wohl sagen, wenn sie das sähe?!

Nun denke Dir! Fängt doch der Alte — ich nenne ihn bloß alt, weil er keine Haare mehr hat — aber er ist gar nicht alt und nimmt es noch mit den Jüngsten auf — an, mir den Hof zu machen, aber in einer Weise!

Und versucht mich zu überreden, meine Freundin im Stich zu lassen und mit ihm soupieren zu gehen! —

Ich that es natürlich nicht — zuerst wenigstens; schließlich that ich's doch, aber nur unter der Bedingung, daß er sich genau so zu mir benehme, wie wenn ich eine Dame aus seinen Kreisen wäre.

Ich sage Dir, da passierten ganz kuriose Sachen. Aber er schwor mir zu, daß er sich jeder Dame aus der besten Gesellschaft gegenüber genau so verhalten hätte. —

Glaube aber darum ja nicht, daß ich mir ihm gegenüber irgend etwas vergeben hätte.

Nicht die Spur!!! — Auf Ehre!! —

Und als ich ihn einmal fragte, was wohl seine

Frau sagen würde, wenn sie ihn und mich so sehen könnte, — da schnippste er bloß mit den Fingern und sagte: „Sprechen wir von etwas anderem.“

Natürlich that ich furchtbar unschuldig und harmlos! Von so etwas wie Monsieur Charles ꝛc. hatte ich selbstverständlich noch nie gehört, und ich hatte die Freude, zu sehen, daß er zwar ein bißchen erstaunt schien, aber es mir alles aufs Wort glaubte.

Pünktlich um elf Uhr mußte er mich nach Hause bringen. Und am folgenden Tage bekam ich mit der Post ein Kästchen, in dem eine wunderhübsche goldene Brosche lag und ein Zettelchen mit den Worten: „Dank für den schönen gestrigen Abend.“

Was sagst Du nun dazu? Hab' ich 'ne Eroberung gemacht oder nicht?

Und Du, meine arme Maus! Dir geht's nicht gut? Oder doch? — Schimpft Deine Dame immer noch so viel? Wie kann sie denn wissen, ob Du Verwandte in Dresden hast oder nicht? Wenn sie zu viel schimpft, so suche Dir doch einfach 'ne andere Stelle und gehe fort. Ich rate Dir überhaupt, so bald wie möglich nach Berlin zu kommen; hier giebt es sicherlich bessere Stellen als in solch kleinen Städten.

Adieu, meine Liebe.

Deine Appolline.

P. S. Während ich hier schreibe, sitzt er schon wieder im Kinderzimmer. Ich wollte meinen Brief bis zum Abend lassen, wenn die Kinder schlafen; da kam er herein, sah den angefangenen

Brief liegen und sagte, ich solle ruhig erst fertig schreiben; er würde inzwischen schon mit den Kindern spielen. — Wenn sie das ahnte!!

* * *

Berlin, 10. Dezember.

Liebste Alice!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben. Aber was willst Du? Ich war sehr beschäftigt — wirklich sehr. Denke nur! Wenige Tage, nachdem ich meinen letzten Brief an Dich abgeschickt hatte, wurde Sofie plötzlich krank; es war nichts gerade Gefährliches, ein leichter Bronchialkatarrh, aber doch so, daß wir ein paar Nächte bei ihr wachen mußten; während dieser Nächte nun kam die Baronin oft herein, um nachzusehen, wie es ginge; und mitunter kam auch er herein; und einmal, ich stand gerade am Wäscheschrank und suchte dort etwas, da steht er plötzlich hinter mir, faßt mich um die Taille und küßt mich — aber wie! erst auf den Hals, dann auf den Kopf, auf die Augen und auf den Mund. Nein — so hat der gute Charles nicht zu küssen verstanden! Und dazu flüsterte er mir in die Ohren: „Ich liebe Sie, Appolline — ich liebe Sie!" Dann verschwand er wieder. Aber seitdem liegt er mir nun beständig in den Ohren mit allerhand Bitten.

An seiner Frau liege ihm gar nichts mehr, sagte er, und wenn ich nur wollte, er nähme mich gleich hier fort und gäbe mir, was ich nur

haben wollte; ich brauchte dann nicht mehr zu dienen; er würde mir Geld geben und eine Wohnung und schöne Kleider und alles, was mein Herz begehrt.

Ich schüttle natürlich zu allem beharrlich den Kopf; aber je mehr ich schüttle, desto eindringlicher redet er.

Neulich einmal hatte sie auch gezankt, und ich war wütend und wäre am liebsten fortgelaufen; den halben Tag — Du kannst es mir glauben — saß ich da und weinte. —

Ob er nun davon gehört hatte, ob sie über mich bei ihm geklagt hatte — ich weiß es nicht! Aber es dauerte gar nicht lange, da benutzte er eine Gelegenheit, ins Kinderzimmer zu kommen, um mich zu trösten.

Und — weißt Du — es thut einem doch wohl, so einen Tröster in seiner Nähe zu haben. — Ich habe ihm versprochen, bei meinem nächsten Ausgang wieder mit ihm Abendbrot zu essen. — Einesteils thue ich's, um sie zu ärgern. Denn — wenn sie auch nicht gerade schlecht zu mir ist, von dieser Launenhaftigkeit kannst Du Dir wirklich kaum einen Begriff machen. Einen Tag die Freundlichkeit, die Liebenswürdigkeit selber, thut sie den nächsten Tag so zu mir, als wäre ich was Geringeres, als das kleine, zottelige Küchenmädchen in ihrer Küche; oder sie thut gar so, als wäre ich Luft, sieht immer über mich hinweg und spricht manchmal einen oder auch mehrere Tage keinen Ton zu mir. Das ist doch scheußlich! — Ja, ja, wir haben schon beide unsere

Leiden — Du sowohl wie ich. Na — trösten wir uns. Sind die Frauen schlecht zu uns, so sind die Männer um so besser; und das klug auszunutzen, ist unsere einzige Waffe im Kampf ums Leben.

Die Frauen sehen uns als etwas Geringeres an, weil wir uns unser Brot im Dienst erwerben müssen; die Männer mögen uns gerade deshalb, weil sie denken, daß wir dann im gegebenen Falle bescheidener und anspruchsloser sein werden als ihre eigenen Frauen.

Das sind wir ja auch — so lange wenigstens, bis wir sie fest haben!! —

Ich habe Charles geschrieben, mir jetzt nicht mehr zu schreiben. Was hat denn das jetzt noch für einen Zweck! Ich kann das viele Briefschreiben so wie so nicht leiden; ich hab' ihm geschrieben, daß ich schon einen guten Freund gefunden habe — er wird sicherlich sehr gerührt darüber sein — denn ein gutes Herz hatte Charles immer; ich hab' ihm auch geschrieben, wenn er mir vielleicht zu Weihnachten etwas schenken will, so möchte ich am liebsten einen Sonnenschirm aus schwarzen Spitzen haben zum nächsten Sommer und ein Portemonnaie mit meinem Monogramm — — (glaubst Du, daß er es mir schicken wird?) und zum Schluß sagte ich ihm noch, daß wir, wenn ich je wieder nach Prag kommen sollte, unsere Freundschaft von neuem anknüpfen könnten. Adieu, liebes Herz. Ich grüße und küsse Dich. Gieb doch Deine Stelle auf und komme nach Berlin. Hier kannst Du

mehr verdienen, als in Dresden und hast in jeder Hinsicht bessere Chancen. Soll ich Dir eine Stelle suchen? Adieu.

Appolline.

* * *

Berlin, 17. Dezember.

Liebste Freundin!

Dank für Deinen Brief. Gewiß sah ich mich nach einer Stelle für Dich um. Ich war schon bei der Vermieterin. Du sollst ihr eine Abschrift Deiner Zeugnisse schicken; es giebt Stellen genug. Und Du kannst ruhig so herkommen. Ohne Furcht vor den Kosten. Denn ich, mein Kind, nehme Dich bei mir auf. Bei mir! Ja. Wie klingt das? Fein! Ja?

Ja. Ich bin nun entschlossen, seinen Antrag anzunehmen. — Habe sogar schon die Wohnung gesehen, die er vom 1. Januar an für mich gemietet hat. — Entzückend! Vier Zimmer, Küche, Badestube, Mädchenkammer. Ja, auch ein Mädchen wird er mir halten. Ich soll in allem leben wie eine feine junge Dame; und nur so wie zum Zeitvertreib soll ich dabei ein paar französische Stunden geben; aber nicht mehr, als ich Lust habe, denn er will um keinen Preis, daß ich mich überarbeite. — Na, wie klingt das alles? Großartig — wie? Nein — so weit hätte ich's bei dem armen Charles nie gebracht. Nie! — Dafür führe ich aber jetzt auch ein Leben! Schön ist's nicht. Ich habe nämlich vor-

gestern, am 15., gekündigt. Und sie ist außer sich darüber. — Sonst war sie nie so recht mit mir zufrieden, und nun ich gehen will, thut sie gerade so, als verlöre sie den kostbarsten Schatz von der Welt. — Und ist empört, daß ich ihr das jetzt gerade anthue, wo Weihnachten vor der Thüre ist.

Sie habe Einkäufe zu machen, ihre Gesellschaften vorzubereiten und sonst noch einiges zu thun, was mir jetzt entfallen ist — sagte sie. Ich sollte das doch nur bedenken! — Was liegt mir daran? Als ich darauf nur die Achseln zuckte, wurde sie ganz böse und fragte, warum ich denn durchaus fort wolle; ich erwiderte, daß meine Gesundheit das Dienen nicht aushalte; ich wollte in Ruhe für mich leben und nur Stunden geben.

Ob ich das nicht ebenso gut einen Monat später beginnen könnte, fragte sie.

Nein — entgegnete ich — denn ich habe schon eine Stube (ich betonte natürlich das Wort „Stube", ich sagte sogar eine kleine Stube) gemietet und müßte sie ja vom ersten an bezahlen. — Da wurde sie dann ganz böse und erklärte, daß ich dann auch auf kein Weihnachtsgeschenk rechnen dürfte. Ich erklärte in aller Demut, daß ich bereit wäre, dies Unglück über mich ergehen zu lassen, und dachte bei mir: er wird mich schon dafür schadlos halten. Im übrigen sagte ich aber, ich könnte ihr eine ausgezeichnete Bonne empfehlen; womit ich natürlich Dich meinte. — Ich nannte ihr Deine Adresse.

Sollte sie also an Dich schreiben und Dich engagieren, so mußt Du zu guterletzt dort irgend etwas thun, damit man Dich ohne Kündigung hinauswirft; denn hier würde man Dich schon zum 1. Januar brauchen; und so viel ich weiß, hast Du versäumt, am 15. zu kündigen.

Also halte Dich bereit. Möglich, daß sie Dich zur Besprechung und Vorstellung herüberkommen läßt. Sie erwähnte wenigstens so etwas. Adieu. Deine

Appolline.

* * *

Berlin, 20. Dezember.

Liebste Alice!

Also Du bist frei! Nicht Du hast ihr — sondern sie Dir gekündig? — Aber das ist ja ganz egal. Die Hauptsache ist und bleibt, daß Du nun bald frei bist und hierher kommst. — Wird das ein köstliches Leben sein!

Aber, liebster Schatz, was denkst Du denn? Ich gehöre doch, weiß Gott, nicht zu den Mißgünstigen. Natürlich werde ich Dir einen besorgen. Und das wird gar nicht schwer halten, Du hübsche kleine Maus Du. Du mußt nur Deine großen grünen Augen mit den pechschwarzen Wimpern recht groß aufmachen und die Männer, die ich Dir vorstelle, so recht unschuldsvoll ansehen — Puis, nous verrons. — Er, mein lieber, guter Freund — er heißt Leo — wir würden sagen Léon — ein hübscher

Name, nicht? — er wird uns schon Herren genug vorstellen. Ich soll ja abends bei mir kleine Soupers geben.

Oh, meine gute Alice, das soll ein Leben werden! — Freu' Dich nur, mein Schatz, auch Du sollst Deinen Anteil haben.

Der Alte — Pardon — Léon — ist rein wie toll hinter mir her. — Ich hab' ihm schon gesagt, er müsse sich mehr in acht nehmen, damit sie nicht gar was merkt.

Denn außer einem gelegentlichen Kuß, den er mir gewaltsam rauben muß, hat er noch nichts — aber das kannst Du Dir doch denken!

Bin ich schlecht, daß ich so denke? Ich weiß es nicht. Reiche Mädchen brauchen solche Gedanken nicht zu denken — und brauchen solche Dinge *nicht zu thun!*

Warum konnte ich nicht ebenso gut als reiches Mädchen zur Welt kommen, wie als bettelarmes? Das ist doch meine Schuld nicht. Hätte ich die Wahl gehabt — so wäre alles anders mit mir gewesen. Aber so — auch gut! — Was liegt daran!? — Ich kann's nun mal nicht mehr ändern.

Ihm rede ich natürlich ein Langes und Breites davon vor, wie er die Ehre seines Hauses wahren müsse. Und auch ich! So lange ich die Bonne seiner Kinder bin, darf ich von seiner Liebe nichts wissen noch hören.

Darauf erhielt ich gestern einen langen, langen Brief von ihm, in dem er mich, neben seiner

unwandelbaren Liebe und Treue auch noch seiner tiefsten Hochachtung versichert.

Zum Schluß schreibt er: „Ich hege seit Ihren letzten Worten eine solch wahre, echte Hochachtung für Sie, meine teure Appolline, daß — wäre meine Frau nicht da — ich, weiß Gott, mit Freuden Ihnen meine Hand anböte. So — wie die Dinge liegen, müssen Sie sich begnügen mit meiner Liebe und meiner zärtlichen Achtung."

Na — ich bin ganz zufrieden damit. — Wer kann überhaupt wissen, was mir die Zukunft noch alles bringt! — Jedenfalls bin ich in nunmehr 11 Tagen frei und meine eigene Herrin!! — Auf baldiges Wiedersehen, meine liebe kleine Alice. Mach' nur keine Dummheit dort! Du bist ja nun auch bald frei. Im Fall Du aber Lust hättest, Weihnachten schon hier zu verbringen, so thue doch irgend etwas, damit sie Dich hinauswirft.

Du kannst ja, wenn Du willst, so schöne kleine Wutanfälle bekommen — wie früher in der Schule, weißt Du noch? wenn Du gern aus dem Zimmer geschickt werden wolltest? — Simuliere doch auch dort einen solchen. Wenn Du das Kunststück noch nicht verlernt hast und Deine Sache gut machst, so garantiere ich Dir, Du fliegst gleich zum Hause hinaus. — Also mach's gut. Viele Grüße und Küsse

Deine Appolline.

* * *

Berlin, 10. Januar.

Meine liebe Cläre!

So lange hast Du auf Nachrichten von mir warten müssen, Du Arme! Denn die eine Depesche, die Du erhieltst, konnte Dir wenig Aufschluß geben über mein Befinden.

Aber ich konnte Dir nicht eher schreiben. Ich war zu sehr zerschmettert. — — —

Ach, Liebste, wie soll ich Dir nur das alles beschreiben, was ich seelisch in diesen Wochen durchlebt habe! Es ist unmöglich. So viel nur kann ich Dir sagen: es war dies der letzte Schlag! Der letzte, den ich ertragen kann — den ich ertragen will! — Ich kann nicht mehr — und ich will nicht mehr! Nein! — Das Maß war vorher schon voll — jetzt ist es übergelaufen. Ich will nicht mein ganzes Leben lang die Dumme, die Düpierte sein. — Nein; es steht nun ganz fest! Ich lasse mich scheiden. — — —

Hebe die Hände nicht voller Entsetzen gen Himmel — schreie nicht ach und oh! rufe auch nicht: welcher Skandal! — Ich scheue nicht den Skandal!

Lange genug habe ich mich davor gescheut; lange genug habe ich aus Furcht — aus Schonung — aus Rücksicht geschwiegen. Nun will ich nicht mehr! —

Ich bin krank gewesen — oh, so krank!

Und noch heute ist alles, alles wund in mir und aufgewühlt, und jeder Nerv zuckt vor Schmerzen.

Und das sind nicht die Schmerzen verwundeter Liebe, gekränkter Eifersucht, nicht die Qualen eines tötlich getroffenen zärtlichen Herzens — — nein, es ist das Schamgefühl in mir, das sich aufbäumt; das ist's, was dieser letzte Keulenschlag in mir verletzt hat; ich schäme mich, daß ein solcher Mann der Vater meiner Kinder ist· ich schäme mich, weil ich den Mann, dem ich vier Kinder geboren habe, verachten muß! —

Das ist das Entsetzlichste, was eine Frau treffen kann.

Und mitunter — und das ist das Allerschrecklichste — habe ich Augenblicke, in denen ich glaube, die Kinder dieses Mannes — meine Kinder — meine eigenen, armen Kinder — hassen zu müssen! —

Kannst Du Dich in dies Gefühl überhaupt hineindenken? Streift das nicht schon hart an Wahnsinn?

Ah, ich wünschte fast, ich möchte wahnsinnig werden; ich wünschte, daß dies Hirn aufhören möchte, logisch seinen Gedankengang wieder und immer wieder fortzuspinnen; ich wünschte, meine Gedanken verwirrten sich, verzehrten sich, drehten sich im Kreise, damit ich doch wenigstens einen Augenblick den Trost haben könnte, zu denken, das Ganze sei nur ein Traum gewesen. —

Aber nein, nein, nein. Kaum habe ich die ganze furchtbare Sache durchdacht — von Anfang bis Ende in meinen Gedanken wieder durchlebt — — da fängt es schon wieder an; logisch, klar, deutlich — vom Anfang bis zum Ende — — und dann wieder, wieder und immer wieder — bis

ich am liebsten mit dem Kopfe, mit diesem schrecklichen, denkenden Stück meines Ichs, gegen die Mauer rennen möchte, um ihn dort mit einem Ruck zu zerschmettern.

Als ich jene Briefe gelesen hatte, saß ich zuerst da, lange, lange, wie zu Stein erstarrt.

Mein Blut schien in den Adern gefroren zu sein.

Im Schoß hielt ich die Briefe; und wieder und wieder überflogen meine Blicke unwillkürlich bald diese, bald jene Phrase darin; und plötzlich strömte mir das Blut wieder wie toll durch die Adern, und zugleich tauchte blitzschnell der Gedanke auf: „Wenn die ganze Geschichte erlogen wäre!?“

Und da griff ich noch einmal nach diesen furchtbaren Briefen — nach diesen schamlosen Bekenntnissen dieser Dirne — und ja, — o, es war eine Tortur — ich las sie noch ein zweites Mal durch — von Anfang bis Ende. — — — Und dann — dann — fühlte ich, daß sie die Wahrheit enthielten; eben die schamlose Offenheit darin überzeugte mich davon. Es legte sich wie ein Nebel vor meine Augen — es summte in meinen Ohren — und da schrie ich los! schrie, schrie, schrie laut! Ich selbst, in meiner halben Betäubung, konnte hören, wie gellend es klang. —

Ich muß in dem Augenblick zweifellos von Sinnen gewesen sein. So gebärdet sich kein vernünftiger Mensch. Ich schrie wie eine Besessene. Und konnte gar nichts anderes thun als schreien. Nichts sagen, nichts rufen, nur schreien, wie ein Tier, wie ein zu Tode verwundetes Tier.

Man eilte herbei.

Von allen Seiten öffneten sich die Thüren des Zimmers, und die Dienstboten stürmten herein. Alle mit entsetzten Gesichtern.

Und ich stand mitten auf dem Teppich — ich war nicht einmal umgefallen — ich stand da und schrie.

Es war ein Nervenanfall, wie der rasch herbeigeeilte Doktor mir sagte.

Man brachte mich zu Bett; man flößte mir etwas ein — ich weiß nicht, was es war —, aber es beruhigte mich.

Als ich endlich wieder ein zusammenhängendes Wort sprechen konnte, flüsterte ich: „Die Briefe.“

„Hier, gnädige Frau,“ sagte mein Mädchen.

Ich sah ihr ins Gesicht und sah, daß sie schon verstanden hatte, um was sich's handelte. Sie hat gar mancherlei mit mir schon durchlebt.

„Hier sind sie, gnädige Frau,“ sagte sie, „ich habe sie aufgelesen. Fünf Stück.“

Ich nickte ihr dankbar zu. — Ja — es waren fünf; ich wußte es; mechanisch hatte ich sie beim zweiten Durchlesen gezählt.

Nachdem ich ein paar Stunden gelegen hatte, — vergeblich hatte ich während dieser Zeit versucht, meinen schrecklichen Gedanken Ruhe zu gebieten —, kam der Doktor wieder.

Ich sagte ihm, daß ich ohne Widerrede aufstehen müßte und Dringendes zu thun hätte, er möchte mir etwas geben, um mir so viel Kraft zu verleihen.

Er wollte zuerst nicht recht — meinte, ich solle bis morgen warten u. s. w., aber als ich ihm mit Bestimmtheit erklärte, dann zu einem andern Arzte schicken zu wollen, gab er mir einen Trank, der mich kräftigte und beruhigte zugleich.

Und nun wußte ich, was ich zu thun hatte.

Die Szenen, die nun bevorstanden, waren entsetzlich: aber es gelang mir, mich mit dem Bewußtsein zu trösten, daß, wenn es auch nicht die ersten dieser Art, es doch jedenfalls die letzten sein sollten.

Als Maria mich angekleidet hatte, ließ ich das Frauenzimmer zu mir rufen.

Ich hielt ihr die Briefe vor.

„Haben Sie dies geschrieben?"

Sie erkannte ihre Handschrift und sagte ja. Dann mochte sie plötzlich erkannt haben, was für Briefe es seien, und wollte zu leugnen versuchen.

„Schweigen Sie" — sagte ich. „Wissen Sie, was Sie sind?"

Sie wollte versuchen, mich zu rühren. Redete ein Zeug zusammen von Verführung, Armut, Jugend — der Baron habe ihr nachgestellt u. s. w.

„Oder Sie ihm!" erwiderte ich. „Sie wollen sich doch nicht gar noch als die verführte Unschuld aufspielen!? Und die Sache in Prag!? Und Monsieur Charles?!"

Ich redete kühl und hochmütig — aber ach, wie schämte ich mich — wie schämte ich mich! Denn der Nachfolger dieses Monsieur Charles war ja doch mein Mann!!

Sie wollte noch fragen, auf welche Weise ich in den Besitz der Briefe gekommen war, wollte die Briefe gern zurück haben; aber ich sprach kein weiteres Wort zu ihr; ich zählte ihr ihren Lohn hin, klingelte nach Marie, gab ihr den Auftrag, ihr beim Einpacken zu helfen, einen Wagen zu holen und sie binnen einer Viertelstunde zum Hause hinauszuexpedieren, ohne daß sie die Kinder mehr sehen dürfte.

Das war die erste Szene.

Die zweite, weit schrecklichere erfolgte am späten Abend, als Leo von Wusterhausen zurückkam. —

Ich empfing ihn in seinem Zimmer, als er eintrat. Und er mochte wohl schon an meinem Gesichte gesehen haben, daß etwas passiert war, denn der alberne Scherz, den er zur Begrüßung anbringen wollte, erstarb ihm auf den Lippen; ich ließ ihn nicht lange im Unklaren; ich sagte ihm von den Briefen, von meiner Kenntnis seiner — Schurkerei und von meinem festen Entschluß, mich von ihm scheiden zu lassen.

Ach, welch eine häßliche Szene erfolgte nun.

Er erklärte mir, er habe das alles nicht im Ernst gemeint — die alberne Person habe ihm alles aufs Wort geglaubt, außerdem habe sie ihm beständig nachgestellt; — ich sollte ihm verzeihen, er wollte sie nie wiedersehen, nie, nie wieder sollte etwas derartiges passieren. Ach Cläre, Cläre, wie war das häßlich, widerlich, als es sich in meinem Hirne mit den Aussagen jener schrecklichen Briefe vermengte.

Ich weinte nicht, nein, zum erstenmal in meinem Leben blieb ich bei einer Szene dieser Art trocknen Auges. Aber eine Wut packte mich, ah, eine Wut, wie ich sie noch nie zuvor empfunden hatte!

Und zum erstenmal passierte es wohl auch, daß ich ihm alles gerade heraus ins Gesicht schleuderte, was in mir tobte; daß ich ihm mein ganzes Herz ausschüttete!

Ich sah ihn kaum an dabei, ich weiß nicht, wie er in diesen Augenblicken aussah; mich beherrschte nur das eine Bewußtsein, daß ich diesen Mann einstmals geliebt hatte, und das schürte meine Wut und meinen Haß bis aufs äußerste. —

Als ich ihm endlich alles gesagt hatte, schloß ich die Thür, die ich vorher hinter ihm zugeschlossen hatte, wieder auf und sagte:

„Ich fahre jetzt zum Rechtsanwalt L . . . ., werde ihm die Briefe übergeben und ihn instruieren, daraufhin die Scheidung einzuleiten. Der Leute wegen bleibe ich über Weihnachten im Hause. Gleich nach den Feiertagen fahre ich aber mit den Kindern nach dem Süden. Ich brauche Erholung, und Du brauchst Freiheit; so werden wir beide das erlangen, was wir brauchen."

Damit verließ ich ihn.

Ich habe ihn seitdem kaum wieder gesprochen. Nur die notdürftigsten Worte. Sehen muß ich ihn freilich öfter, aber auch das ist ja nun vorbei; denn heute abend fahren wir. Ich nehme

nur Marie mit; eine neue Gouvernante werde ich dort wohl auch bekommen.

Ich habe schon die Adresse einer Engländerin in Florenz, die eine solche Stelle sucht.

Ich gehe also zunächst nach Florenz, dann nach Venedig. Dort will ich mich mit den Kindern niederlassen, bis alles in Ordnung und die Scheidung ausgesprochen worden ist.

L.... sagte mir, auf Grund dieser Briefe wird das ein Leichtes sein. —

Ach! nur erst fort von hier! fort! — Hier habe ich doch keine Ruhe! — Aber — werde ich sie dort unten finden? Oh, ich hoffe es! —

Bete für mich, gute Cläre! Bete, daß mir Ruhe und Seelenfrieden wiederkehren mögen! Ich komme mir vor, als wäre ich über und über im Innern mit Wunden bedeckt. Alles thut so weh!

Jeder Gedanke — jeder Blick auf die Kinder — auf die Häuslichkeit — auf ihn — thut weh!

Jede Empfindung fast thut weh. Ich wünschte, man möchte mich in eine geistige Zwangsjacke stecken, damit ich nur nicht mehr denken könnte — nur nicht denken — nicht denken!! —

Lebe wohl! Oh, manchmal wünschte ich fast, Du hättest jene Briefe nicht gefunden, mir nicht die Augen geöffnet! Glücklich ist dadurch kein einziger von uns allen geworden.

Aber ich mache Dir keine Vorwürfe. Nein — nein. — Nur sehr unglücklich bin ich; sehr, o, sehr unglücklich! — Wäre ich nur erst fort von hier!

Marie sagt mir, es sei Zeit. In einer Viertelstunde müssen wir zur Bahn. Gott sei Dank!

Deine Freundin Marie.

* * *

Berlin, 20. Januar.

Verehrte gnädige Frau!

Ich weiß, daß Sie die treueste Freundin meiner Frau sind, darum bitte ich Sie, thun Sie ihr und mir einen Gefallen, handeln Sie wie eine wahre Freundin und schreiben Sie ihr, wenn Sie ihr schreiben, einen möglichst milden, versöhnlichen Brief.

Sie haben Recht mit den Vorwürfen, die Sie mir machen, mit den Anklagen, mit allem, allem, allem.

Aber was nützt nun alles Klagen? Geschehen ist leider geschehen.

Ich hoffe indessen immer noch, meine Frau von den Scheidungsgedanken abbringen und noch einmal mit mir aussöhnen zu können; und wenn Sie, verehrte Frau, das Ihrige dazu mit beitrügen, so wäre ich Ihnen zu tausend Dank verpflichtet.

Ich kann ohne meine Kinder nun 'mal nicht leben; die große Wohnung hier ist jetzt so öde und einsam, daß ich es kaum darin aushalten kann.

Darum fahre ich auch übermorgen schon ab — nach Italien; meine Familie fährt heute von Florenz weiter; ich werde somit fast gleichzeitig

mit ihnen in Venedig eintreffen. Und ich hoffe, es wird alles noch gut werden.

Seien Sie unbesorgt, verehrte Frau, jenes Fräulein ist ein für allemal abgefunden. Mit dem, was ich ihr geschickt habe, kann sie zufrieden sein. — — Nichts mehr von solchen Dingen; nichts mehr, ich schwöre es.

Nur helfen Sie mir ein wenig; Sie haben solch' großen Einfluß auf Marie; nutzen Sie ihn zu meinen Gunsten aus. Schreiben Sie ihr einen Brief, der sie weich und milde stimmt; Sie sind ja so wie so heftig eingenommen gegen diese Idee der Scheidung, schon der Kinder wegen.

Und ich auch! namentlich der Kinder wegen! — Es wäre schrecklich für die armen Kleinen.

Also bitte, bitte, helfen Sie mir. Ich küsse Ihnen im Geiste, erfüllt von Dankbarkeit, die beiden Hände und bleibe in tiefster Verehrung

Ihr treu ergebener

Leo von Ennhausen.

P. S. Bitte, lassen Sie mich telegraphisch wissen, an welchem Tage Sie einen versöhnlichen Brief an Marie schreiben. Ich möchte mein Zusammentreffen mit ihr danach einrichten.

D. O.

* * *

Telegramm an Baron von Ennhausen.

Dresden, 21. Januar.

Habe bereits zweimal in diesem Sinne an Marie geschrieben. Schreibe heute zum dritten Mal. Aber Sie müssen auch Ihr Wort halten.

Cläre Alfing.

Telegramm an Frau Generalkonsul Alfing.

Berlin, 22. Januar.

Tausend Dank, verehrteste Frau. Ich fahre heute Abend. Hoffe bestimmt auf Erfolg.

Leo Ennhausen.

* * *

Ob die Aussöhnung zwischen den beiden Ehegatten erfolgte oder nicht, weiß ich nicht.

Doch als ich eines Tages im verflossenen Spätherbst gedankenlos eine Berliner Zeitung durchflog, fiel mein Auge ganz zufällig auf die Rubrik „Geburten“, in der ich unter anderem auch Folgendes las: Baron Leo von Ennhausen Berlin, ein Sohn.

Verkannt.

Von

Franz Herczeg.

Wenn der Major von Prutkay, dieses Nashorn in Menschengestalt, sich an einem fremden Ort einfand, so blickten sich die Leute betroffen an. Wer hatte denn dem Manne eine Ohrfeige versetzt?

In der That zeichnete sich auf seiner schwarzen Physiognomie die rote Spur einer Riesenhand ab, und zwar schon seit etwa fünfzehn Jahren. Die Ohrfeige mochte ihm mit der Wucht von mindestens zwei oder drei Pferdekräften appliziert worden sein, denn sein Unterkiefer stand noch heute schief davon und die schlecht vernarbte Wunde verzerrte seinen Mund zu einem grinsenden Lächeln.

Die Spur der Riesenohrfeige trug der Major als das Andenken einer unerledigten Affaire mit sich, — einer Affaire, die sich in einer Felsenkluft Siebenbürgens zwischen ihm und einem ungeheuren braunen Bären abgespielt. Der Bär konnte übrigens mit aller Seelenruhe an diesen Kampf zurückdenken, welchen er begonnen, aber mit allen Ehren bestanden hatte. Auch daß er Prutkays

Gesicht für alle Zeiten verunstaltet hatte, brauchte ihm keine Sorge zu machen, denn nach der Aussage glaubwürdiger Zeugen war der Major schon vorher ein abschreckend häßlicher Mensch gewesen. Abschreckend häßlich wie die Seele des streitsüchtigen, gewaltthätigen Mannes.

Die merkwürdig hochgradige Unbeliebtheit, deren sich der Herr Major rühmen konnte, datierte von seinem Duell her, welches er mit Alpáry bestanden. Seither nannte man ihn in vertrauten Kreisen nur den 'alten Schurken.'

Der Major, der auch früher sozusagen ein Nomadenleben geführt hatte, verbrachte seit diesem skandalösen Duell den größten Teil seiner Zeit im Auslande. Nicht etwa, als wäre ihm der Haß seiner Landsleute lästig gewesen, sondern weil er — wie er sich ausdrückte — den ewigen Weiberklatsch nicht ausstehen konnte.

Der arme Alpáry aber schläft seit zwei Jahren den ewigen Schlaf in der nach Veilchen duftenden Familiengruft.

Er war achtundzwanzig Jahre alt, als ihn die Kugel des alten Schurken wie einen vor den Schuß gebrachten Hasen niederstreckte. Sein aus teuerstem Marmor angefertigter Grabstein stellt einen sanften Genius dar, der melancholischen Blickes die entzweigebrochene Leier betrachtet ... Denn der Verblichene, obschon der Erbe und Besitzer eines bedeutenden Vermögens, verbrachte seine Zeit nicht auf der Jagd und beim Spieltisch, sondern hatte sein Leben den Wissenschaften und der Musik geweiht. Seine träumerischen,

schmachtenden Lieder, die seiner für den Mystizismus empfänglichen Seele entquollen, waren in den Besitz des Volkes übergegangen und noch heute tönen im Lande allenthalben die Weisen Alpárys. Und diesem Leben, das friedlich, tief und melancholisch war, wie der Lauf des Waldbaches, diesem harmonischen Leben machte ein schriller Mißakkord, der Knall einer Duellpistole ein Ende. Die Pistole war von der Hand Prutkays abgefeuert worden.

Als der streitsüchtige Alte erfuhr, daß die Kugel seinen Gegner tötlich getroffen, ging er mit gleichgiltiger Miene zur Bahn hinaus, als hätte er bloß das Zentrum einer Zielscheibe getroffen. Er war wieder irgendwohin gereist, und wollte jemand wissen wohin, so erhielt er zur Antwort: zum Teufel ist er gegangen ...

Die Leute forschten der Veranlassung des Duells nach, konnten aber aus den Vorgängen nicht klug werden. Man wußte nur soviel, daß der Major, nachdem er Jahrelang in fernen Ländern geweilt und auf Krokodile oder Nilpferde gejagt hatte, wieder nach Budapest zurückgekehrt und noch an demselben Abend in die Oper gegangen sei. Dort traf er mit Alpáry zusammen. Der junge Mann streckte ihm wohlgemut die Hand mit den Worten entgegen:

„Guten Abend, verehrter Freund! Sie sind also wieder daheim?“

Den Alten mochte wieder einmal die Gicht quälen, denn sein Gesicht wurde gelb wie Galle und die zwei kleinen boshaften Rhinozeros-Augen

funkelten wie zwei Dolchspitzen. Er hustete, spuckte aus, steckte beide Hände in die Taschen und wendete sich dann mit den Worten zu dem Theaterdiener:

„Hören Sie mal — sagen Sie dem jungen Flegel da, er möge mir seine Pfote nicht unter die Nase stecken!"

Dabei stammten sie aus demselben Komitat, die beiden Familien waren sogar miteinander verwandt.

Das war alles, — ein Nichts! Die gichtgequälte alte Bestie war in einer Sekunde von instinktivem Haß gegen Alpáry erfaßt worden, gleichwie die Kröte den Johanniskäfer haßt.

Die greise Mutter mochte sich dann schluchzend über die Bahre des Sohnes werfen, während die Zigeuner zum letztenmal eine tieftraurige, von düsteren Todesahnungen durchwehte Weise Alpárys spielten; Prutkay saß da bereits mit der Baumwollmütze auf dem Kopf und mit einer dicken Zigarre im Munde auf dem nach Genua gehenden Schnellzuge und erkundigte sich bei einem italienischen Reisegefährten voll Interesse nach den Einzelheiten der Gegend, durch die man fuhr.

In der Heimat aber genügte die bloße Erwähnung des Namens Prutkay, daß die Herzen einer ganzen Anzahl von Menschen sich mit Haß und Groll füllten. Es war ein Mord gewesen, ein gewöhnlicher Mord, den er an Alpáry begangen. Die nie fehlende Sicherheit, mit welcher der alte Spadassin alle Arten von Waffen handhabte, ermöglichte es ihm, den tierischen Instinkten einer niedrigen Seele nach allen Regeln der Ritterlichkeit Genüge zu thun.

Am meisten und am zähesten, mit dem ganzen Fanatismus der liebenden Frau haßte Frau von Pongrácz den alten Schurken.

Der Name der berühmten schönen Frau wurde einst sehr häufig in Verbindung mit dem Alpárys genannt. Der hauptstädtische Klatsch sprach von einem gewöhnlichen Liebesverhältnis — und zahlreiche kleine Beweise sprachen für die Wahrheit des sich mit zäher Hartnäckigkeit behauptenden Gerüchts; in Wirklichkeit aber verband Alpáry nur eine Art interessanter Freundschaft mit Frau von Pongrácz. Sie kamen zuweilen zusammen, besprachen in geistreichen Sophismen das ewige Thema der Liebe, und im Bewußtsein des eigenen kalten Temperaments und angesichts der ehrerbietigen Haltung ihres Freundes, beantwortete die schöne Frau nur mit einem verächtlichen Lächeln die Verleumdung der Welt.

„Da mir nichts daran gelegen ist, so braucht auch Ihnen nichts daran gelegen zu sein," sagte sie oft genug zu Alpáry.

In die Symphonie der kühlen Freundschaft mengte sich ein Akkord der Leidenschaft erst, als Alpáry bereits auf dem Sterbebette lag. Die Frau schluchzte laut auf vor schmerzlichem Entsetzen, und dann fühlte sie mit einemmale, daß sie ihren Freund heiß geliebt habe. Und als der Tod den Unglücklichen von seinen Leiden erlöst hatte, beweinte ihn die Frau wie ihr verlorenes Glück. Sie fühlte, daß sie nicht mehr lieben werde, und einen Moment fluchte sie sogar ihrer kleinlichen Klugheit, die sie veranlaßt hatte, ihre

Liebe zu bezwingen und zu verleugnen. Den alten Prutkay dagegen haßte sie mit aller Kraft; sie haßte ihn wie eine kalte, scheußliche Amphibie, die ihr zeitweilig in ihren Fieberträumen erschien, ihre grünen Augen auf sie heftete und sie mit tötlichem Entsetzen erfüllte.

Im Sommer geschah es, daß der Zufall die beiden Todfeinde wieder zusammenführte. Frau von Pongrácz weilte in einem Seebade und erblickte eines Tages eine verdächtige Gestalt unter den Spaziergängern am Meeresstrand. Am nächsten Tag begegneten sie einander wieder und an der furchtbaren Wundnarbe erkannte die Frau den Major Prutkay. Sie erbleichte vor Furcht und Abscheu. Niemals hätte sie gedacht, daß sie dem alten Schurken eines Tages gegenüberstehen werde. Der Major lüftete seine Mütze.

Von da an sah sie den Alten öfter, der sich während des ganzen Tages am Meeresstrand herumtrieb. Bald stritt er mit den Fischersleuten, die in ihren Barken an die Küste gefahren kamen, bald zankte er mit den Dienstmägden, die mit der Aufsicht der Kinder betraut waren. Seiner Gewohnheit nach kümmerte er sich um jeden und mengte sich in alles. Kämpften auf der Straße zwei Hunde miteinander, so ging er hin und trieb sie mit seinem Stock auseinander.

Eines Abends lustwandelte Frau von Pongrácz auf dem sich weit in das Meer hinaus erstreckenden Molo. Als sie den Rückweg antrat, sah sie sich dem Major gegenüber. Jetzt konnte sie ihm nicht mehr ausweichen...

Bleich vor Furcht und Zorn blickte sie ihn an.

„Guten Abend, gnädige Frau. Sie erkennen mich wohl nicht?"

Die Frau konnte nicht gleich antworten, erst nach einer Weile vermochte sie zu flüstern:

„Was wollen Sie von mir?"

„Nichts von Bedeutung. Ich möchte nur wissen, weshalb Sie meinen ehrerbietigen Gruß nicht annehmen."

„Weshalb?"

Jetzt hatte sie keine Furcht mehr vor dem Alten. Ihr Auge funkelte in aufrichtigem tiefen Haß. Mit übereinander gebissenen Zähnen flüsterte sie:

„Mörder!"

Der Alte lachte kurz auf.

„Ei! — Deshalb also?" Dann fügte er hinzu:

„In Budapest erzählte man einmal, der Herr sei Ihr Geliebter gewesen ..."

„Das ist eine Lüge! Eine ungeheure Lüge!" rief Frau von Pongrácz voll flammenden Zornes aus.

„Ich weiß, daß es eine Lüge ist," sagte der Alte ruhig. „Jener Herr besaß kein Blut im Leibe, sondern nur Eitelkeit. Vielleicht wollte er nicht einmal, daß Sie seine Geliebte seien, sondern begnügte sich damit, daß die Welt Sie dafür halte."

„Nun verleumden Sie den Unglücklichen noch!"

Der Major blickte gedankenvoll auf das Meer hinaus; dann wendete er sich zu der Frau und sagte:

„Ich habe noch niemals über die Sache gesprochen, — Ihnen will ich es aber sagen, weshalb ich jenen Herrn getötet habe, denn ich will nicht, daß Sie ihn beweinen. Ich kam

gerade aus Fiume nach Hause und ging noch an demselben Tage in die Oper ... Vor mir in der Reihe saß jener Herr, mit einer Rose im Knopfloch und einem Fernglas in der Hand; Sie aber saßen in Ihrer Loge mit einer Art Gesellschafterin ... Sie blickten auf die Bühne, jener Herr aber blickte auf Sie ... Am Ende des ersten Aktes erhoben Sie sich, nahmen Ihren Pelz um, nickten jenem Herrn lächelnd zu und verschwanden aus der Loge. Jener Herr wartete eine Minute, nahm dann seinen Hut und verschwand im Zwischenakt gleichfalls, mit lautlosen Schritten zwar, aber dennoch beträchtliches Aufsehen erregend. Die Leute lächelten, blickten zu der leeren Loge empor, und ich selbst dachte mir: die Beiden wissen sich trefflich zu verständigen!"

Das Gesicht der Dame hatte sich allmählich mit tiefer Röte überzogen; der Alte fuhr ruhig fort:

„Der zweite Akt begann und näherte sich bereits seinem Ende, als jener Herr mit einemmale wieder im Theater erschien. Er kam mit lautlosen Schritten, abermals beträchtliches Aufsehen erregend. Als er seinen Sitz von neuem einnahm, fragte ihn ein neben ihm sitzender Freund:

„'Hast wohl die schöne Pongrácz nach Hause begleitet?'

„'Ja ... und dann, weißt du, bin ich zurückgekommen, damit es kein Aufsehen erregt ...'

„'Ich verstehe ...'

„Die beiden lächelten diskret, ich aber sagte mir: dieser Herr ist eigentlich ein Flegel."

Das Gesicht der schönen Frau war jetzt bereits wie in Blut getaucht.

„Nach dem zweiten Akt," erzählte der Major weiter, „ging ich ins Buffet hinauf, um ein Glas Cognac zu trinken ... Ich meinte, der Schlag müßte mich auf der Stelle rühren, als ich Sie, gnädige Frau, in Gesellschaft einiger Freundinnen dort auf einem der roten Plüschsofas sitzend erblickte ... Das Gespräch drehte sich um eine neue Toilette, die Sensation erregt hatte ... Wie gesagt, ich meinte, der Schlag müßte mich rühren, denn jener Herr hatte ja erklärt, daß er Sie nach Hause begleitet habe. Sie erinnern sich, daß ich mir erlaubte, Sie anzusprechen, und da sagten Sie mir lachend, daß Sie schon während des ersten Aktes hatten nach Hause gehen wollen; doch waren Sie auf der Treppe mit Ihren Freundinnen zusammengetroffen und seitdem saßen Sie hier und schwatzten über Kleider und alles mögliche. Ihre Freundinnen bestätigten dies und später auch das Konditorfräulein, das ich auf geschickte Art ausforschte ... Jener Herr hatte an dem Abend überhaupt nicht mit Ihnen gesprochen ... Jener Herr war nicht Ihr Geliebter, wünschte es vielleicht auch garnicht zu sein, sondern wollte nur, daß ihn die Theaterabonnenten dafür hielten ... Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen, gnädige Frau. Ich ging in den Zuschauerraum zurück, um dem dritten Akt beizuwohnen. Da erkannte mich jener Herr; er eilte auf mich zu und streckte mir die Rechte entgegen. Freilich lief mir dabei

die Galle über und ich wurde strickgrob ... Das ist alles."

Der Major schwieg.

Als die Frau aber immer noch keine Antwort gab, sondern hartnäckig aufs Meer hinausblickte, schlug der Alte mit einemmale die Hacken zusammen und sagte:

„Ergebenster Diener!"

Er ging und ließ die Frau allein, die, noch immer in Gedanken versunken, die brandenden Wogen betrachtete, die sich schäumend an der Mauer des Molos brachen.

Verantwortlicher Redakteur: P. Schettler, Berlin W.

Die Romanwelt

Zeitschrift für die erzählende Litteratur aller Völker

Herausgegeben von Otto Neumann-Hofer und Felix Hollaender

P. P.

Was will die Romanwelt?

Dem im Leben geschulten, reifen Manne und Weibe eine Unterhaltungslektüre bieten, die nicht dem leeren Zeitvertreibe dient. Sie will über dem verständnisvollen Ausblick aufs Leben und dessen realistischer Schilderung weder die litterarisch wertvolle, künstlerische Form, noch unser Bedürfnis nach Schönheit und deutschem Humor vergessen.

Was ist die Romanwelt?

Das litterarische Unterhaltungsblatt Deutschlands, das dieser Aufgabe gerecht wird, das die großen Fragen unserer Zeit und die Probleme der Menschennatur in den erzählenden Werken der bedeutensten Schriftsteller Deutschlands und des Auslandes behandelt, das aber auch verdienstlichen, jungen Talenten den Weg zur Öffentlichkeit bahnt. (Siehe Mitarbeiterverzeichnis.)

Was sagt man von der Romanwelt?

Presse, Publikum und Schriftsteller nennen sie einstimmig das im besten Sinne moderne und für die deutsche Journallitteratur notwendige Blatt.

Wie erscheint die Romanwelt?

Sie erscheint wöchentlich einmal, außerdem auch in Monatsheften im handlichen Quartlexikonformat, in geschmackvoller Ausstattung.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3,75 für das 13 Wochenhefte umfassende Quartal.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt (Zeitungs-Liste Nr. 6155) entgegen, sowie der

Verlag der Romanwelt.

Urteile über die Romanwelt.

Friedrich Spielhagen: *„Ich habe von Anfang an die Existenz eines Blattes von der Tendenz der „Romanwelt“ für eine Notwendigkeit gehalten.“*

Dr. Jos. Vict. Widmann: *„Diese „Romanwelt“ ist in der That das vornehmste belletristische Unterhaltungsblatt Deutschlands. Ihre Leitung zeigte sich frei von jenen prüden Rücksichten, welche in manchen sogenannten Familienblättern die künstlerische Produktion einengen, hielt sich aber von den brutalen Machwerken derjenigen Grossstadtschriftsteller fern, welche die ihnen fehlende echte Kunst durch freches Ausmalen erotischer Szenen zu ersetzen suchen. Die „Romanwelt“ darf als in ihrer Art absolut ersten Ranges, namentlich unserer Frauenwelt, bestens empfohlen werden.“*

Prof. Max Freiherr von Waldberg: *Das Bestreben des modernen Romans, statt dämmernder Vergangenheit helle Wirklichkeit zu bieten und in der treuen Darstellung des Lebens auch ein Mittel zu dessen Erkenntnis zu schaffen, findet schon in den wenigen bisher erschienenen Bänden der „Romanwelt“ einen prägnanten Ausdruck.*

Ein Pfarrer: *„Ich spreche Ihnen meine grosse Wertschätzung Ihres Blattes aus; ich möchte es nicht mehr missen und würde es mit keiner anderen Zeitschrift eintauschen. Die „Romanwelt“ ist ebenso interessant wie bildend und belehrend und von hohem sittlichen Gehalt.“*

Eine Deutsche im Auslande: *„Ich habe bei Besuchen in Deutschland schon öfter die Erfahrung gemacht, dass ich Dank der „Romanwelt“ besser über neue Erscheinungen der Litteratur unterrichtet war, als viele meiner im Lande selbst lebenden Bekannten.“*

Dörcherpack

von

Richard Bredenbrücker.

Brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Urteile:

Ernst v. Wolzogen:

„Richard Bredenbrücker ist es gelungen, durch Anwendung der raffiniertesten Mittel des Naturalismus, den Bauern auf seine Weise interessant zu machen. Da ist keine Spur von jener faden Salontirolerei, die jedem geschmackvollen Menschen die Hervorbringungen der meisten alpinen Romanfabrikanten so unleidlich macht. — Die Stelle, Seite 183—196 verdient in künftige Kultur- und Litteraturgeschichten aufgenommen zu werden."

Kölnische Zeitung:

„Die Erzählung ist ein von köstlichem Humor durchwehtes, realistisches Sittenbild, in dem eine feine Charakterisierungkunst sich geltend macht. Die einzelnen Stufengänge, in denen uns diese sonderbare Frauenseele (die alte „Kathl") mit ihrer Schlauheit und ihrer Einfalt, in ihrem naiven Gemütsleben und in ihrer ergötzlichen und doch oft tiefsinnigen Religions- und Lebensanschauung geschildert wird, enthalten einen aus innigstem Verständnis der Volksseele erwachsenen, und dabei künstlerisch durchgeführten Realismus, der bei aller Ergötzlichkeit des Humors nicht bloß von oben herab mit bestimmten Volkstypen spielt, sondern aus der Tiefe des Gemüts solcher Menschenkinder schöpft, die uns einfältig, weit entfernt von unserm Denken und Fühlen scheinen und doch, liebevoll besehen, reiche Menschlichkeit enthüllen und nur das große allgemeine Schicksal in eigenartiger Gestalt wiederspiegeln. Wir stehen nicht an, das Werk dieses hochbegabten, jetzt in München lebenden Deutzers auf die gleiche Höhe, wie die Werke in jenem Lande heimischer Dichter, wie Anzengruber und Rosegger, zu stellen."

Illustrierte Frauenzeitung:

„Unter den modernen deutschen Autoren tritt ein vielversprechendes neues Talent jetzt mit seinem ersten Buch hervor, Richard Bredenbrücker. Seine Welt sind die bayerischen und die tiroler Alpen; ihre Bewohner läßt dieser Dichter in einer so verblüffend echten Art in Sprache und Wesen vor uns auftreten, daß dagegen mancher wohl Akkreditierte, wie z. B. auch Rosegger, ziemlich blaß erscheint. In seinem Buch „Dörcherpack" schildert er Leben und Treiben der fahrenden Leute so anschaulich und getreu, daß man mit ihnen zu wandeln glaubt. Und das ist keine nur äußerliche sklavische Naturnachahmung, es ist ein tiefes künstlerisches Nachfühlen. Bredenbrücker hat den Menschen, die er nachschafft, ins Herz gesehen."